

Proletarier aller Länder, vereinigt euch!

Unsere Wirtschaft

Organ der Kooperativen Kommission des Geb.-Kom. der NKW (B.) der USN der Wolgadeutschen
Illustrierte Halbmonatschrift
zur Aufklärung der Landbevölkerung in Land- und Wirtschaftsfragen, sowie in Wissenschaft,
Kultur und Technik.

Nummer 18.

Pokrowsk, 30. September 1925.

Jahrgang 4.



Aktionäre der Wolgadeutschen Bank von der Bergseite mit den Verwaltungsmitgliedern
E. Zwanow (+) und H. Schulz (++)

УНЗЕРЕ ВИРТШАФТ

ДВУХНЕДЕЛЬНЫЙ ЖУРНАЛ

Орган Кооперативной Комиссии Обкома РКП (б) АССР немцев Поволжья.

Адрес редакции: Покровск, Коммунарная площадь № 4.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Der Tag der Ernte. Von J. Schmidt	545
Poltische Rundschau	547

Wirtschaft und Wissen:

Die Gruppierung der Bauernwirtschaften in der Wolgadeutschen Republik im Frühjahr 1925 Von S. Kappes (Schluß)	549
Das Stroh- und Hobespäneslechten in den deutschen Wolgakolonien. Von Gustav Fischer	551
Die wirtschaftliche Lage der deutschen Kolonien des Saratower und Wolsker Bezirks im Jahre 1791. Von Professor P. G. Ljudontrow. (Fortsetzung.)	553
Die Nahrung unserer Dorfbewöbnerung. Von D. Schähle.	556

Kooperation und Landwirtschaft:

Der Waiselmaschinenbau in der Wolgadeutschen Republik. Von D. G. (Schluß)	559
Wie man sich selbst eine kleine Baumschule anlegt. Von Heinrich Rürger, Agronom	561
Das Unkraut auf den Getreidefeldern und die Kampfmaßnahmen dagegen. Von A. Ku- birewa, Agronom. (Fortsetzung.)	563
Die Tätigkeit der Krosny-Kutter landwirtschaftlichen Versuchstation für das Jahr 1924. Von den Agronomen K. P. Mitowanow, P. N. Konstantinow, A. W. Kubarewa und W. S. Wostrow. (Fortsetzung)	565
Der Strengel der Pferde. Von G. Kapoport, Veterinärarzt. (Schluß)	567

Aus Stadt und Dorf:

Korrespondenzen	569
---------------------------	-----

Kultur und Leben:

Gründung des neuen Testaments. Von Karl Denf.	571
Sodom und Gomorra. Erzählung von G. Wagner (Fortsetzung).	571
Der Geist der Zeit. Von Friedrich Michel.	574
Aus dem Leben eines armen Waisenknaaben. Von K. B. (Schluß)	574
Lustige Gede	576
Mätlecke	576

Beilage: Naturbilder aus unserem Gebiet.

Der Herbst. Von Mag Regel.	69
Die Blutsucker. Von P. G.	69
Der Igel. Von A. G.	72



Unsere Wirtschaft

Illustrierte Halbmonatsschrift

zur Aufklärung der Landbevölkerung in Land- und Wirtschaftsfragen,
sowie in Wissenschaft, Kultur und Technik.

Bezugspreis:

Für einen Monat mit Uebersendung . . . 40 Kop. in Gold.
Vierteljährlich 1 Rbl.
Fürs Ausland für 6 Monate 3 Dollar.

Anzeigen:

Die Petit-Zeile oder deren Raum . . . 25 Kop. in Gold.
Fürs Ausland 15 Centk.

Nummer 18.

Polkowsk, 30. September 1925.

Jahrgang 4.

Der Tag der Ernte.

Von J. Schmidt.

In der Zeit vom 27. September bis zum 15. Oktober wird, je nach den örtlichen Verhältnissen, in der ganzen Republik der Tag der Ernte durchgeführt. Was für ein Tag ist das? In unseren Kolonien wurde früher vor dem Krieg ein Erntedankfest gefeiert. Soll unser Tag der Ernte jenem religiösen Feste ähnlich sein? Keinesfalls. Das alte Erntedankfest veranstaltete man, um Gott für eine gute Ernte zu danken oder ihn um eine bessere zu bitten. Und bei all dem vergleicht doch jeder Bauer unserer Republik seine Arbeit, sein ganzes Schicksal mit dem Schicksal eines Kartenspielers, bei dem alles vom Glück abhängt. Hat der Bauer gut Glück, bekommt er genügend und rechtzeitig Regen für seine Felder, bekommt er auch eine Ernte und ist für das ganze Jahr sichergestellt. Umgekehrt ist es, wenn er Unglück hat. Gerade in den letzten Jahren sehen wir ein richtiges Hasardspiel in der Landwirtschaft unserer Republik, da gerade jetzt in den letzten Jahren eine ungeheure Unbeständigkeit in unseren klimatischen Verhältnissen bemerkbar wurde.

Aber jeder Bauer weiß auch, daß das anders sein kann. Alle unsere ehemaligen Kriegsgefangenen in Deutschland erzählen mit großer Verwunderung, daß der Landwirt in Deutschland sich einen Plan und einen Kostenvoranschlag für das ganze Jahr im voraus macht. In diesem Kostenvoranschlag

sind nicht nur die Ausgaben, sondern auch die Einnahmen mit großer Genauigkeit und mit nur ganz geringen Schwankungen bei der Einsammlung der Ernte vorgemerkt. Der Bauer in Deutschland hat seine Wirtschaft so weit auf wissenschaftlichen Fuß gestellt, daß die Schwankungen zwischen den Ernteerträgen in den günstigen und in den ungünstigen Jahren nur sehr gering sind, so daß er bei der Zusammenstellung seines Kostenvoranschlags nur immer die geringste Norm, unter die die Ernte auch bei den ungünstigsten Verhältnissen nicht sinken kann, in Rechnung zu nehmen braucht. Bei uns sind die Schwankungen noch unberechenbar. Bei ungünstigen Verhältnissen ist es möglich, daß wir gar nichts ernten, wie das auch im Jahre 1921 vielerorts der Fall war; umgekehrt kann die Ernte bei günstigen Witterungsverhältnissen bis 200 Pud und mehr von einer Dessj. betragen. Dazu kommen noch die großen Schwankungen in einem und demselben Jahr und in einem und demselben kleinen Umkreis. Die Wissenschaft hat aber auch für unsere Gegend schon eine große Menge solcher Maßnahmen erfunden, die die Schwankungen zwischen den guten und schlechten Ernten stark einschränken.

Alle diese wissenschaftlichen Erfindungen müssen in das Bewußtsein unserer Bauern eindringen. In dieser Hinsicht haben unsere Agronomen,

das Landwirtschaftskommissariat und unsere Presse ein noch ungeheures, ein noch frisches Arbeitsfeld vor sich. Was aber die Hauptsache ist, unsere Bauern müssen auch die wirtschaftliche Möglichkeit bekommen, alle diese wissenschaftlichen Neuerungen anwenden zu können. Und hier hat unser Genossenschaftswesen in engster Verbindung mit unserer Presse eine auf lange Jahre berechnete Aufgabe. Wenn der einzelne Bauer die Möglichkeit nicht hat, diese oder jene von der Wissenschaft anerkannte Bearbeitungsmethode einzuführen, so hat diese Möglichkeit die Genossenschaft, die die wirtschaftliche Macht aller Mitglieder vereinigt und außerdem Kredit von der Regierung in Anspruch nehmen kann. Auf diese Weise ist die Zweckmäßigkeit der Traktorenbearbeitung unserer Felder schon in das Bewußtsein unserer Bauern eingedrungen. Ungeachtet der noch herrschenden großen Armut kann unser Genossenschaftsverband nicht genügend Traktoren beistellen, um alle Anforderungen zu befriedigen. Das ist zwar nur ein Teil der allgemeinen, großen Aufgabe, der aber unbedingt auch die anderen Teile beeinflusst. Die Traktorengruppen werden darauf dringen, ihr Land besonders von der großen Gemeinde zu bekommen. Dadurch kommt die Landeinrichtungsfrage besser ins Rollen, und die Weitsfelder- und Lappenwirtschaft wird beseitigt. Und wenn einmal der Bauer bei seinem Lande wohnen wird, dann werden auch alle anderen kulturellen Maßnahmen, wie das Vielfeldersystem mit Grashau, Viehzucht und allen anderen Wirtschaftszweigen, leichter einzuführen und zu entwickeln sein. Um jedoch all dieses ins Werk zu setzen, brauchen wir eine viel höher stehende Kultur. Jeder Bauer muß lesen können und die Notwendigkeit verspüren, seine Presse zu lesen. Hier bietet sich wieder ein großes Arbeitsfeld für die Volksbildungsarbeiter, die Lehrer, die Leiter der Lesehallen, ja überhaupt für alle Kulturarbeiter im Dorfe. Dieses alles sind nicht nur Ziele, die wir uns in ferner Zukunft stellen, nein, es sind heute vor uns stehende Aufgaben. Die Zentralregierung hat in diesem Jahr 77 Millionen Rubel zur

Hebung der Bauernwirtschaft in den südöstlichen Mißerntegebieten abgelassen. Eine solche Menge von Mitteln muß zweckmäßig ausgenutzt werden, damit gerade die Maßnahmen zuerst in Angriff genommen werden, die auch in Wirklichkeit am nötigsten sind. Wir sehen also, daß unsere Zentralregierung es sehr ernst nimmt mit der Losung, die Mißernten für immer aus der Welt zu schaffen. Aber wie ernst auch unsere Zentralregierung ihre Aufgabe ansieht, wie ernst wir hier im Zentrum unserer eigenen Republik auch an die Fragen des landwirtschaftlichen Aufbaus herangehen, ohne die tätigste Mithilfe, ohne die größte Entfaltung der Selbsttätigkeit der Bauernschaft selbst wird das alles doch nur Flickwerk sein.

Der diesjährige Tag der Ernte wird das Gepräge eines Volksfeiertags tragen. In den festlichen Sitzungen werden Bauern, die es in ihrer Wirtschaft schon zu etwas gebracht haben, mit Berichten über ihre Erfolge auftreten; es werden Ausstellungen organisiert werden, und das bis in dem letzten Dörfchen, damit jeder Bauer sehen und hören kann, was und wieviel in unseren Verhältnissen erzielt werden kann.

Nur unter einer solchen allseitigen Mithilfe der Bauern, nur unter der Bedingung, daß unser Tag der Ernte ein Volksfeiertag im wahren Sinne des Wortes wird, ist die Erfüllung der großen Aufgabe möglich. Deshalb möge jeder Bauer, jeder Agronom, jeder Volksbildungsarbeiter und jeder verantwortliche Sowetarbeiter dahin wirken, daß wir am nächsten Tag der Ernte noch auf größere Erfolge zurückblicken und siegesgewisser vorwärts blicken können. Möge jeder sich selbst das Wort geben, die ungeheuren Schwankungen, die wir in unseren Ernteergebnissen noch haben, wenn auch nur etwas einschränken zu helfen. Mögen wir diese Schwankungen auch als eine Schere ansehen, die zwar sehr schwer zuzuklappen ist, die aber unbedingt zugeklappt werden muß, wie das mit der Schere der Getreidepreise und der Preise auf die Industrieerzeugnisse langsam, aber sicher geschieht.

P o l i t i s c h e R u n d s c h a u .

Es wird nun immer klarer, daß die englische Bourgeoisie den Krieg gegen Deutschland geführt und an Amerika verspielt hat. Für alle Welt ist nun klar, daß ein fortgeschrittenes Land nicht technisch zurückbleiben und doch kraft seiner politischen und militärischen Macht ein führender Staat bleiben kann. Die technische Konkurrenz, die Handelskonkurrenz Deutschlands auf dem Weltmarkt drohte vor dem Krieg, die Zügel der Leitung der Weltpolitik aus den Händen der englischen Bourgeoisie zu reißen und sie der deutschen einzuhändigen. Der Krieg verfolgte das Ziel, die entgleitende Herrschaft auf dem Weltmarkt durch militärische Maßnahmen für die englische Bourgeoisie zu retten. Aber was durch den Fortschritt der Technik nicht zu machen ist, läßt sich auch nicht durch militärische Züchtigungen erreichen.

Bis zu Ende des Krieges war das amerikanische Kapital dem englischen weit über den Kopf gewachsen. Immer drohender wird nun die Lage für das kapitalistische England auf dem Weltmarkt; mehr und mehr wird es durch die billigen Erzeugnisse der amerikanischen Industrie, die nun auch die für England gefährliche Industrie Deutschlands ins Schlepptau genommen hat, von dem Markt verdrängt. Immer mehr wird die englische Industrie überflüssig. 20 Proz. der englischen Industrie sind nun schon der Möglichkeit beraubt, an der Produktion Anteil zu nehmen, da die rückständigen englischen Unternehmungen durch billiger arbeitende und besser gestellte verdrängt worden sind. Und noch ist an alldem kein Ende zu sehen, da die Eigentumsverhältnisse in England der Entwicklung der Industrie hindernd im Wege stehen. Der größte Industriezweig, die Kohlenindustrie, kann sich z. B. nicht entwickeln, da die Ländereien, auf denen sich die Schächte befinden, nicht den Kohlenunternehmern gehören, sondern nur bei den Gutsbesitzern gepachtet werden.

Schließlich wird man unzufrieden und sucht den Grund der Rückständigkeit und die Schuldigen. In einem offenen Brief an den Vorsitzenden des Ministerkabinetts Bolduin klagt ein führender Industriekönig Englands bitter über die jetzige Lage der englischen Industrie und beschuldigt die Regierung, sie tue nichts für die Abhilfe der Uebelstände.

Aber noch viel größer ist die Unzufriedenheit in der Arbeiterklasse. Diese unzufriedene Stimmung zeigte sich am besten auf dem unlängst stattgehabten Kongreß der englischen Gewerkschaften. Bisher leiteten die rechten Führer die englische Gewerkschaftsbewegung. Thomas und seine Anhänger waren unbeschränkte Herrscher im Zentralrat der Gewerkschaften. Und nun auf dem Kongreß war die Mehrheit für die linke Minderheitsbewegung. Man bestätigte den Bericht der englischen Gewerkschaftsdelegation, die im vorigen Jahr in Rußland war und die Lage bei uns in ihrem Bericht sehr günstig beurteilte, ohne Debatten. Außerdem wurde auf dem Kongreß die Resolution Purcells (spr. Persel) über den Imperialismus angenommen. Diese Resolution hat eine ungeheure Wichtigkeit, da in ihr das englische Proletariat einen entschiedenen Protest gegen die Knechtung der Kolonien durch den englischen Imperialismus erhebt. Die Resolution verspricht der Arbeiterbewegung in den Kolonien die Unterstützung der englischen Gewerkschaften, indem auch in den Kolonien Gewerkschaftsorganisationen gebildet werden sollen. Was aber die Hauptsache ist, das ist die Unterstützung der Kolonialvölker in der Selbstbestrebung bis zur völligen Lostrennung vom Staat.

Die kommunistische Fraktion des Kongresses war nur 16 Mann stark, an die sich noch 16 mit den Kommunisten Sympathisierende angeschlossen. Die Stärke der kommunistischen Fraktion lag jedoch nicht in ihrer Zahl (was hätten auch 32 Mann auf einem Kongreß von 200 ausrichten können?), sondern in der Stimmung der Massen selbst. So wurde z. B. von dem Vertreter der Holzarbeiter unter dem Druck der Kommunisten eine Resolution gegen den Dawesplan eingebracht. Auf dem Kongreß wurde sie mit großer Stimmenmehrheit angenommen. In dieser Resolution protestiert der Kongreß gegen die Knechtung des deutschen Proletariats, die die Lage des Proletariats in allen fortgeschrittenen kapitalistischen Ländern herunterdrückt, und fordert einen einheitlichen Kampf des Proletariats der ganzen Welt gegen diese Art der Forderung der Wiedergutmachungsummen aus dem Arbeitslohn des Proletariats.

Auf Antrag der Kommunisten wurde eine Resolution, vor den die Plänen der Kapitalisten warnt, die die Arbeiterklasse durch kleine Aktien an ihren Unternehmen interessieren möchten, mit einer Mehrheit von 2.456.000 Stimmen gegen 1.218.000 Stimmen angenommen. Diese Resolution und die Resolution Purcells waren der Höhepunkt des Kongresses. Die Annahme der kommunistischen Resolution mit einer solch großen Mehrheit rief große Bestürzung unter den rechten Führern hervor.

Die rechten Führer wandten gleich vom Anfang des Kongresses an eine sehr geschickte Taktik an. Gleich nach den ersten Niederlagen traten sie nur noch äußerst selten auf. Da sie wußten, daß sie doch in den führenden Organen der Gewerkschaften sein werden (dafür sorgt die alte Eigenart der englischen Gewerkschaftsbewegung, nach der die leitenden Organe nicht auf dem Kongreß gewählt werden, sondern schon monatelang vor dem Kongreß in den einzelnen Gewerkschaften, deren Kandidaten der Kongreß nur noch annehmen kann), so wollten sie es nicht noch mehr mit den unzufriedenen Mitgliedern verderben. Ihre Taktik geht darauf hinaus, in dem Gewerkschaftsrat, da sie die Mehrheit haben werden, ihre eigenen Pläne durchzuführen. Daher hat die Minderheitsbewegung in den englischen Gewerkschaften eine sehr verantwortungsvolle Stellung; denn bald stehen der Bewegung wieder große Kämpfe bevor, die, wenn es nicht gelingt, bis dahin die Rechten zu stürzen, leicht verspielt werden können.

Ein ganz anderes Bild sehen wir in Deutschland. Auf dem Gewerkschaftskongreß war infolge des indifferenten Verhaltens des Z.-R. (oder der führenden Gruppe der kommunistischen Partei) zu der Frage bezüglich der Gewerkschaften nur eine ganz kleine Zahl Kommunisten anwesend, so daß auf dem Breslauer Kongreß die Politik der Sozialdemokraten ausschlaggebend war. Nun tagte auch der Parteitag der Sozialdemokraten in Heidelberg. Die Führer der Partei, Hermann Müller, Scheidemann, Hilferding, Wels und andere, führten das große Wort, während kleine Gruppen aus der sächsischen, der Frankfurter und andere Organisationen die linke Opposition spielten. Aber

auch nur spielten; denn in allen wichtigen Fragen der Parteipolitik stimmten sie mit den Rechten. Es ist klar, daß die Führerclique durch solche Oppositionsspielereien nur den radikalen Parteimassen die Augen zuschmieren will.

In der Frage der Zusammenarbeit mit den bourgeoisen Parteien blieb man auf dem alten Standpunkt, der darin besteht, mit den Demokraten und mit dem Zentrum, d. h. mit der liberalen Bourgeoisie, zusammen zu gehen. Der Klassenkampf ist für die Führer nun endgültig begraben, da man sich jetzt gänzlich vom Erfurter Parteiprogramm abgesagt hat und da in dem neuen Programm die Idee des Burgfriedens und der Zusammenarbeit der Klassen zum wichtigsten Parteiprinzip erhoben wurde. Die „wirtschaftliche Demokratie“ soll nach Hilferding die Welt erobern. Auf dem Kongreß stellte sich heraus, daß die Führergruppen nicht nur ganz offen für den Sicherheitsvertrag agitieren, sondern daß sie sogar in geheimen Sitzungen die Isolierung des Rätebundes beratschlagten. Freilich haben wir guten Grund, anzunehmen, daß die Arbeiterklasse Deutschlands eine solche Politik und hauptsächlich einen Krieg gegen den Rätebund nicht zuläßt. Gewähr dafür bietet uns die Tätigkeit der Mitglieder der Arbeiterdelegation in den Betrieben und ihr Empfang bei den Arbeitern. Bei den Führern sind sie freilich schlecht angeschrieben; denn man will die Sozialdemokraten aus der Partei ausschließen.

In Polen wurde endlich der ehemalige Abgeordnete des Seims, Gen. Lanzuzki, wegen einer Rede auf einem Abrechnungsmeeting vor seinen Wählern auf 3 Jahre Gefängnis verurteilt. Lange hat die Bourgeoisie gezögert, bis sie sich auf ihr Opfer warf. Er wurde aus Peremyshl nach Lodz überführt, aber auch hier fühlte man sich nicht sicher und bereitete die Massen sehr lange vor. Ungeachtet dessen, daß die Gerichtsverhandlungen „öffentlich“ vor sich gingen, wurde niemand zugelassen. Gen. Lanzuzki wiederholte seine Rede, die eine stark begründete Anklagerede gegen die polnische Regierung und gegen die ganze bürgerliche Ordnung darstellte.

Wirtschaft und Wissen.

Die Gruppierung der Bauernwirtschaften in der Wolgadentschen Republik im Frühjahr 1925.

(Nach der Frühjahrsaufnahme des Statistischen Amtes.)

Von S. Kappes.

(Schluß).

Weiter wollen wir ein Bild darüber geben, wieviel Wirtschaften aus den einzelnen Gruppen an der Bestellung der Saatsfläche anderer Wirtschaften im Jahre 1925 teilnahmen und aus welchen Gründen. Diese Angaben enthält folgende Tabelle:

Wirtschaftsgruppen.	Proz. der Wirtschaften, die für andere arbeiteten.	Aus welchem Grunde bearbeiteten diese die Felder anderer Wirtschaften?				
		Aus Mangel an Ländereien.	Aus Mangel an Samen.	Des Verdienstes halber.	Um die eigene Saat nicht zu vergrößern.	Aus verschiedenen Ursachen.
		P r o z e n t e n.				
Ohne Arbeitsvieh	1,3	16,6	28,0	36,0	—	20,0
Mit 1 Stück Arbeitsvieh . .	15,9	22,2	14,1	56,6	—	9,1
„ 2 „ „ . .	31,7	26,9	7,7	54,8	—	10,6
„ 3 „ „ . .	44,8	31,2	13,0	40,3	—	15,5
„ 4 und mehr Stück . .	59,6	20,6	11,8	42,6	—	25,0
Durchschnitt	13,8	22,9	12,0	51,2	—	13,9

Ungeachtet dessen, daß in der ersten Gruppe kein Arbeitsvieh vorhanden ist, bearbeiteten dennoch 1,3 von 100 Wirtschaften Felder anderer Wirtschaften, was auf den ersten Blick unwahrscheinlich erscheint. Wenn wir uns aber erinnern, daß in dieser Gruppe auf 10 Wirtschaften 16 Stück Großvieh, darunter 7 Kühe kommen, so dürfte es klar sein, daß in dieser Gruppe für einzelne Wirtschaften die Möglichkeit vorlag, mit Kühen und Jungvieh nicht nur für sich, sondern auch noch für andere Aussaat zu bestellen. In dieser Gruppe hat man Wirtschaften, die ausschließlich mit Kühen arbeiteten, die wir bei der Aufnahme nicht als Arbeitsvieh betrachteten. Es ist bekannt, daß von der sämtli-

chen Ruhherde mehr als 15 Prozent Kühe zur Arbeit ausgenutzt werden.

Also unter 100 Arbeitsviehlosen sind 1,3 Wirtschaften, die für andere das Feld bearbeiteten, und dies aus folgenden Gründen: 16 Prozent aus Landmangel, 28 Proz. aus Mangel an Samen, 36 Prozent zwecks Verdienst und 20 Prozent aus verschiedenen anderen Gründen.

Aus der Tabelle sehen wir weiter, daß das größte Prozent der Wirtschaften, die das Feld für andere bearbeitet haben, in der letzten Gruppe zu suchen ist. 59,6 Prozent der sämtlichen Wirtschaften dieser Gruppe arbeiteten für andere. Was bewegt diese Gruppe für andere

zu arbeiten? Die Ziffern sagen uns, daß eine der Hauptursachen der Verdienst ist (42,6 Proz.), dann der Landmangel — 20,6 Proz. und nur bei 11,8 Proz. der Samenmangel. Wir haben schon bemerkt, daß die Wirte dieser Gruppe im Herbst weniger Roggensamen bekamen, dafür aber wurde im Frühjahr der Samen vorzüglich den Wirten gegeben, die aufgeackertes Land hatten. Aus diesem Grund sind auch nur 11,8 Wirtschaften in dieser Gruppe von 100, die Samenmangel hatten. Dies spricht dafür, daß der Wirt bisher mehr Berechnung hatte, für Lohn zu arbeiten. Die Bearbeitung der Felder für Lohn herrscht auch in den anderen Grup-

pen vor mit einer Schwankung von 36 Proz. (die erste Gruppe) bis 56,6 Proz. (die zweite Gruppe).*)

Im großen und ganzen bekommen wir für die Republik folgende Zahlen: von 92006 Bauernwirtschaften arbeiteten von je 100 Wirtschaften — 13,8 für andere Wirte aus folgenden Gründen: aus Mangel an Land 22,9 Proz., aus Mangel an Samen — 12 Proz., zwecks Verdienst — 51,2 Proz. und aus verschiedenen Gründen — 13,9 Proz.

Auf welche Art und Weise der Wirt sein eigenes Feld bearbeitete, ist aus folgender Tabelle zu ersehen:

Wirtschaftsgruppen.	Prozent der Wirtschaften, die ihr Land bearbeiteten							
	mit Vieh.				mit Inventar.			
	Nur mit eigenem.	Nur mit gemietetem.	Nur durch Zusammenspannen.	Auf verschiedene Art.	Nur mit eigenem.	Nur mit gemietetem.	Nur durch Zusammenarbeit.	Auf verschiedene Art.
Dhne Arbeitsvieh	7,0	76,2	13,5	3,3	7,8	78,8	9,8	3,6
Mit 1 Stück Arbeitsvieh .	35,0	2,8	59,8	2,4	31,5	17,8	46,6	4,1
" 2 " " .	51,0	0,5	46,5	2,0	55,5	3,0	38,1	3,4
" 3 " " .	71,5	—	25,0	3,5	74,5	1,1	19,8	4,6
" 4 und mehr Stück .	87,6	—	11,5	0,9	88,5	—	9,7	1,8
Durchschnitt	28,7	34,4	34,2	2,7	28,8	40,8	26,7	3,7

Bei der Durchsicht dieser Ziffern sehen wir, daß in der ersten Gruppe 7 Proz. der Wirtschaften, die Aussaat haben, ihr Land mit Rügen und Jungvieh bearbeiteten, 76,2 Proz. durch Anmieten von fremdem Vieh, 13 $\frac{1}{2}$ Proz. durch Zusammenspannen mit anderen Wirten und 3,3 Proz. auf verschiedene Art. Beinahe ein ebensolches Verhältnis beobachteten wir in bezug auf das tote Inventar. In der zweiten Gruppe bearbeiteten das Feld 35 Proz. mit eigenem Vieh, durch Anmieten von fremdem Vieh nur 2,8 Proz.; dafür hebt sich das Prozent der Zusammenspanner (59,8 Proz.), und auf verschiedene Art — 2,4 Proz. Was das tote Inventar anbelangt, so haben wir 17,8 Proz. angemietetes gegen 2,8 Proz. angemietetes Vieh. Folglich mangelt es dieser Gruppe mehr an totem Inventar. In der dritten Gruppe arbeiteten schon 51 Proz. der sämtlichen Wirte

mit eigenem Vieh und nur $\frac{1}{2}$ Proz. mit angemietetem, während das angemietete tote Inventar auch nur 3 Proz. betrug. Die beiden letzten Gruppen sind mehr selbständig: sie arbeiteten ohne gemietetes Arbeitsvieh; Zusammenspanner waren in der vierten Gruppe 25 Proz. und in der letzten Gruppe 11 $\frac{1}{2}$ Proz. Totes Inventar mietete die 4. Gruppe nur 1,1 Proz., und durch Zusammenarbeit halfen einander 19,8 Proz. in der 4. Gruppe und 9,7 Proz. in der letzten Gruppe.

In der ganzen Republik arbeiteten mit eigenem Vieh 28,7 Proz., durch Zusammenspannen 34,2 Proz. durch Anmieten von fremdem Vieh 34,4 Proz. und auf verschiedene Art 2,7 Proz. In bezug auf das tote Inventar:

*) Es wäre interessant, wenn unsere Statistik feststellen würde, wie dieser Verdienst gezahlt wird: in Geldform, in natura oder gar in der Form des Abarbeitens. Die Heb.

28,8 Proz. mit dem eigenen, 26,7 Proz. durch Zusammenarbeit und durch Anmieten 40,8 Proz. und auf verschiedene Art 3,7 Proz.

Aus nachstehender Aufstellung ist zu ersehen, wieviel Wirtschaften in jeder Gruppe enthalten sind.

	Anzahl der Wirtschaften.
In der Gruppe ohne Arbeitsvieh.	43703
" " " mit 1 Stück Arbeitsvieh	27510
" " " " 2 " "	14537
" " " " 3 " "	3772
" " " " 4 u. mehr Stück	2484
In allem	92006

Um also die Arbeitsviehlosigkeit zu beseitigen, müßten wir 43703 Pferde haben. Es ist handgreiflich, daß diesem Uebel durch Zuwachs der eigenen Herde in absehbarer Zeit nicht abgeholfen werden kann. Demnach muß ein großer Teil eingeführt werden. Aus der ersten Tabelle haben wir gesehen, daß von 100 arbeitsviehlosen Wirten 5,7 Wirte Arbeitsvieh erworben haben. Also gingen 5244 Wirtschaften in die Gruppe mit Arbeitsvieh über. Wenn wir annehmen, daß der Uebergang aus dieser Gruppe in die anderen in Zukunft in demselben Maße vor sich geht, so sind 8 Jahre nötig, bis eine jede pferdelose Wirtschaft Arbeitsvieh haben wird.

Das Stroh- und Hobelspänesflechten in den deutschen Wolgakolonien.

(Ergänzung zu dem Artikel „Das Strohflechten in den deutschen Wolgakolonien“ in Nr. 3 „Unsere Wirtschaft“ des vorigen Jahrgangs.)

Von Gustav Fischer.

Der Verbesserer und unwillkürliche Verbreiter der Strohflechtereie in unseren deutschen Wolgakolonien, der vor dem Weltkriege nach der Aussage eines Sachkundigen über zehntausend Menschen beschäftigte und deren Erzeugnisse in ganz Rußland, Sibirien und dem Kaukasus verbreitete, war Simonson, gebürtig aus Hapsal in den Ostseeprovinzen. Dieser kam anfangs der 70-er Jahre des vorigen Jahrhunderts als armer Schneidermeister nach Katharinenstadt (gegenwärtig Marxstadt). Hier lernte er die von den Frauen aus Kano (3 Werst von Marxstadt entfernt) auf den Markt gebrachten, aus groben Strohgeflechtem gefertigten Hüte und Knabenkartusen kennen, die zu damaliger Zeit daselbst im Gebrauch waren, aber nicht weiter befördert wurden. Simonson erinnerte sich, daß in seiner Heimatstadt Hapsal aus Reisstrohgeflechtem verschiedene Dinge, wie Hüte, Ranzen, Arbeitstaschen und andere Sachen hergestellt wurden. Er wollte nun versuchen, ob nicht auch aus Stroh solche feine Geflechte zur Herstellung ähnlicher Dinge geflochten werden könnten. Zu diesem Behuf kam er nach Kano, sah sich das Strohflechten näher an und stellte fest, daß hier unter den Bauern ein gutes Geschäft mit dem weiteren Ausbilden

und Vervollständigen des Strohflechters zu machen sei. Daher übersiedelte er anfangs der 80-er Jahre von Katharinenstadt nach Kano, das sozusagen die Wiege der hiesigen Strohflechtereie ist. Nach Aussage der Alten beschäftigte man sich hier noch von jeher mit Strohflechten und Hütenähen. Diese Beschäftigung, die hier zu einem wichtigen, weitverbreiteten Gewerbe auswuchs, wurde noch von den Ansiedlern Kanos aus Deutschland mit herübergebracht.

Am neuen Wohnorte verschrieb sich Simonson verschiedene Zutaten und machte sich als Schneider-Nähmeister selbst an die Arbeit, ließ aber auch in vielen Häusern an 20 Jahre hindurch für sich nähen. Man kann annehmen, daß das halbe Dorf für ihn arbeitete. Für Spottpreise kaufte er die fertigen Erzeugnisse auf und beförderte sie nach vielen Städten Rußlands. Die erste Ware — Hüte — brachte er, nach Aussage seines noch jetzt lebenden Sohnes, im Jahre 1887 auf den Markt nach Saratow. Anfänglich brachte er 200—300 Stück dahin und verkaufte sie jedesmal im alten Gostliny Dwor stückweise im Handumdrehen und mit großem Gewinn. In späteren Jahren, als sich immer größere Vorräte von Ware an-

sammelten, verkaufte sie Simonson schon nicht mehr allein in der Nähe, sondern brachte sie mehrere Jahre hindurch nach den wolgaaufrwärts liegenden Städten. Zuerst verkaufte er in Samara; dann fuhr er nach Kasan und Nischni-Nowgorod. Nach jenen Städten nahm er schon bis 3000 Stück Hüte und verschiedene aus Strohgeflechten hergestellte Sachen mit. Welchen Gewinn Simonson dabei machte, wird der Leser wohl selbst herausfinden, wenn er in dem Artikel in Nr. 3 dieser Zeitschrift vom vorigen Jahr nachliest und die darin angegebenen Preise der Strohgeflechte mit den Preisen der Hüte vergleicht.*) Wiederum nach den Angaben seines jetzt noch lebenden Sohnes wurden die Hüte bis zu vier Rubel das Stück verkauft. In Kostroma und in den anderen Städten wurden in den Magazinen ausländische Hüte, die den hiesigen glichen, zu 6—7 Rbl. das Stück verkauft und konnten somit erst dann abgesetzt werden, wenn Simonson seine Ware verkauft hatte.

Dadurch erwuchs unserem Simonson seitens der dortigen Händler große Konkurrenzfeindschaft. Die Konkurrenten suchten auf alle Art und Weise, ihm die städtische Polizei auf den Hals zu hezen. Droben in Kostroma fanden sich auch Großhändler, Kapitalisten, die sich mit diesem ungemein vorteilhaften Geschäft näher bekannt zu machen wünschten. Jedoch Simonson gestand ihnen nicht einmal, wo das Gewerbe zu Hause war, sondern teilte ihnen fälschlich mit, seine Ware werde in den Ostseeeprovinzen in Gapsal fabriziert. Damit förderte er die Verbreitung des Strohflechtereigewerbes freilich nicht.

In bezug auf Simonson können wir auch sagen, daß ihm die Kanor Frauen und Kinder durch die Strohflechtereier aus einem armen Schneiderlein zu einem weitbekannten Kaufmanne verholfen haben.

Außer der Strohflechtereier wurde in dem früheren Katharinenstadt in dem Arbeitshause (Дом Трудолюбия) bis zum Weltkriege 1914 auch das Flechten und Weben aus Hobelspänen unterrichtet. Es wurden ebenfalls verschiedene Sachen, wie Hüte, Arbeitstaschen, Ranzen, sogar Fenstervorhänge und verschiedene Kleinigkeiten, hergestellt. Ich selbst besitze noch solche aus

Hobelspänen gefertigte Gegenstände, wie einen Papierkorb und mehrere Kleinigkeiten; ich habe auch jetzt noch die Muster, nach denen gearbeitet wurde. Leider verblieb dieses künstlerischere Handwerk in den Räumen des Arbeitshauses, das während des Weltkrieges seine Arbeiten einstellte, und verbreitete sich nicht als Hausindustrie unter der Bevölkerung. Die Hauptursache war Mangel an Hobelspänen. Von diesen können zum Flechten und Weben nach Aussagen eines Sachkundigen ausschließlich nur die von Weißespenholz verwendet werden. Die Weißespe wächst auch bei uns.

Wie kam dieses Gewerbe hierher zu uns? Der nunmehr verstorbene Friedrich Henning, der zu seiner Zeit Mitglied des Nikolajewer und Nowonsenker Landamtes war, bereifte ausgangs der 90-er Jahre des vorigen Jahrhunderts Deutschland und machte sich dort mit solchen Arbeiten bekannt. Nach seiner Rückkehr erzählte er als Mitglied des Vorstandes des hiesigen Arbeitshauses dem Fabrikanten Schäfer, dem die jetzige Fabrik „Wiedergeburt“ gehörte und der auch Mitglied des Vorstandes von dem Arbeitshause war, von dem in Deutschland betriebenen Hobelspäneflechten. Schäfer, der geschäftshalber öfter nach Deutschland reiste, beschloß nach Beratung mit den übrigen Mitgliedern des Vorstandes des Arbeitshauses, bei seiner nächsten Reise seine damals noch unverheiratete Schwester Sophie mitzunehmen, damit sie das Gewerbe erlerne und es später im hiesigen Arbeitshause einführe, was viel billiger kam, als eine Lehrerin aus Deutschland kommen zu lassen, wie man anfänglich beabsichtigte. Friedrich Schäfer war für die Sache — wie man sich oftmals auszudrücken pflegt — Feuer und Flamme. Er reiste nach näherer Erkundigung mit seiner Schwester Sophie Schäfer nach Deutschland. In dem Städtchen Geising, unweit von Dresden in Sachsen, erlernte Sophie Schäfer in einer Staatschule das Flechten aus Hobelspänen. Später fuhr sie nach Oesterreich, wo sie im Dorfe Althrenberg auch das Weben aus Hobelspänen erlernte. In Deutschland wurden die geflochtenen und gewebten Sachen auch gebleicht, was man hier nicht verstand. In allem verbrachte Sophie Schäfer, um beide Arbeiten zu erlernen, im Jahr 1898 zwei Monate auf eigene Kosten in Deutschland. Friedrich Schäfer kaufte in Althrenberg einen Hobel und einen Teiler zum Zubereiten der Flechtspäne, sowie

*) An einen Hut verbrauchte man 1—1½ Geflechte, je nach der Größe des Huts und der Art der Geflechte (aus 3—7 Palmen).

auch einen Webstuhl. Diese Geräte schenkte er dem hiesigen Arbeitshause. Die weiteren nötigen Instrumente wurden hier angefertigt.

Dieses Gewerbe, das sich über 15 Jahre, leider nur im hiesigen Arbeitshause, erhielt und das sogar auf der Ausstellung in Leningrad für seine feine künstlerische Arbeit einen Belobungsschein erhielt, stellte sich gleich beim Anfang des Weltkrieges 1914 ein.

Der Webstuhl, verschiedene Hobel und andere zu diesem Gewerbe nötigen Instrumente mußten wieder gesammelt werden, um das Gewerbe neu zu beleben; denn es sind noch Leute da, die dieses Handwerk fortführen könnten. In Rano melden sich auch mehrere Frauen, die aus Hobelspänen verschiedene Muster flechten können, sogar Spitzen und Einätze.

Die wirtschaftliche Lage der deutschen Kolonien des Saratower und Wolfker Bezirks im Jahre 1791.

Von Professor P. G. Ljubomirov.

(Fortsetzung.)

Ueberhaupt waren die Kolonien des Wolfker Bezirks gleichmäßiger, aber ungenügender mit Ackerland versorgt. Bei einem Durchschnitt von 32,7 Dessj. auf die Familie betrug die Schwankungen der Landanteile von 12,8 bis 78,4 Dessj. auf eine Wirtschaft. Sehr nahe dem Durchschnitt und mit einer Schwankung von weniger als 9 Dessj. nach der einen oder der anderen Seite (28,6 bis 37,3 Dessj.) kamen 18 von 25 Kolonien (17 Kolonien der mittleren Gruppe in unserer Tabelle und die Kolonie Ober-Monjou aus der zweiten Gruppe mit einem Landanteil von 28,6 Dessj. auf eine Wirtschaft. Eine solche Gleichmäßigkeit war in gewissem Grad das Ergebnis stärkerer Ausfiedlungen aus dem Bezirk und gleichmäßigerer Verteilung in den Grenzen des Bezirks, sowie eines geringeren Zuwachses der Wirtschaften, was die anfänglichen, zufälligen Größen der Landanteile etwas ausglich.²⁾ Die geringere Beweglichkeit und die größere Beständigkeit oder der Zuwachs der Bevölkerung in den Ko-

lonien des Saratower Bezirks hatten auch weiterhin, bis zum Jahre 1791, eine große Ungleichmäßigkeit der Landanteile zur Folge.

Bei einem Durchschnitt für den Bezirk von etwa 41 Dessj. auf die Wirtschaft (die genaue Zahl kann nicht angegeben werden, weil bei 4 Kolonien das Ackerland und der Heuschlag zusammen angegeben sind) betrug die Schwankungen von 13,6 bis 106,1 Dessj. auf die Familie. Innerhalb der 3. und 4. Gruppe unserer Tabelle, die den Durchschnittszahlen für den Bezirk am nächsten stehen und 14 von 20 Kolonien des Bezirks umfassen, sind die Schwankungen doppelt so stark als in den entsprechenden Gruppen des Wolfker Bezirks (von 30,8 bis 49,3 Dessj. auf eine Wirtschaft).

Der Besitz von 30 oder sogar 40 Dessj. guten, zum Ackerbau tauglichen Landes (dieser Norm ermangelten nur 7 Kolonien) gab einer Familie von 5—6 Menschen mit 1—2 männlichen Arbeitern die Möglichkeit, den Getreidebau auf eine feste Grundlage zu stellen, und die Güte des Ackerbodens gewährleistete ein nicht geringes Einkommen von der Landwirtschaft. In der Beschreibung Ogarew's „der Landgruppen“ der Kolonien des Saratower Bezirks finden sich fast überall Bemerkungen wie „Schwarzerde“, bald „mit Sand“ (in 12 Kolonien), bald „lehmhaltig“ (Nieder-Monjou und Raskath) oder ohne jegliche Anmerkung (Otrogowka). Manchmal ist sogar unterstrichen „der beste Boden zum Getreidebau“ (Sagobnaja Poljana) oder „von ausgezeichnetem

²⁾ Aber nur bis zu einem gewissen Grad! Alle Kolonien, die die Zahl ihrer Wirtschaften bis zum Jahr 1791 vergrößerten, wiesen danach einen Landanteil unter dem Durchschnitt für den Bezirk auf (32,7 Dessj.). Unter den Kolonien, die eine Verminderung der Wirtschaften aufwiesen, hatte nur Susannental im Jahre 1791 einen Landanteil (35,2 Dessj.), der nicht mehr weit von dem Durchschnitt entfernt war. In Ernestinendorf und Philippsfeld erwiesen sich als Ergebnis der Ausfiedlungen, die Landanteile (45,5 und 55,6 Dessj.) höher als der Durchschnitt. In Jäfersfeld kamen auch vor der Verminderung der Zahl der Familien 40 Dessj. auf eine Familie, und in Katharinenstadt erreichte nach einer bedeutenden Verminderung der Seelenzahl, die übrigens schon seit 1775 nachließ, die Größe eines Landanteils auf eine Familie nur, 13,4 Dessj., bei weitem nicht die vom Gesetz festgestellte Norm.

Güte" (Drogowka). Nur die Ländereien der Kolonien Krasnojarsk und Podstepnoje, die am Podstepnojer Zerik liegen, sind als „graue mit Lehm, stellenweise salpeterhaltige und nur zur Mast des Viehs taugliche" bezeichnet. Für den Getreidebau waren sie anscheinend nicht geeignet. Die Ländereien der Kolonien Tonkoschurowna und Chaisol blieben ohne nähere Bezeichnung, können sich aber kaum sehr kraß von den Ländereien der Nachbarkolonien Drogowka und Susly unterscheiden haben. Der Boden der Kolonien des Wolsker Bezirks ist verschiedener. Die mittleren 10 Kolonien: Hockerberg, Brockhausen, Njasanowka, Baskatowka, Susammental, Unterwalden, Luzern, Zug, Paninskoje und Solothurn, haben „Schwarzerde von ausgezeichnete Güte mit feinem Sand". Der Boden der 5 nördlichen Kolonien Zürich, Basel, Baratajewka, Glarus und Schaffhausen bestand einfach aus „Schwarzerde mit Sand" und stand augenscheinlich dem Boden der vorigen Kolonien an Güte nach. In den südlichen Kolonien, die am kleinen Karaman liegen, bestand der Boden aus Schwarzerde oder

Schwarzerde mit Sand (Boaro, Zäsarfeld und Ernestinendorf); in Kano und Philippsfeld war er lehmhaltig und endlich in Beauregard und Paulskoje etwas schlammig, d. h. schwächer als in den nördlichen und ganz besonders in den mittleren Kolonien. In den Ländereien von Orlovskoje und Ober-Monjou, nahe an der Wolga, kommt wieder Schwarzerde mit Sand oder einfach Schwarzerde vor. Die Ländereien Katharinenstadts bestanden aus sandigem Boden mit Schwarzerde. Aber auch die mittleren und schwächeren Bodenarten des Wolsker Bezirks, die damals noch Ursteppe waren und zum ersten Mal unter den Pflug kamen, konnten den Bauer noch genügend für seine Mühe belohnen.

Wie wir sehen, waren die Kolonien genügend mit für Getreidebau geeignetem Land versorgt. Schlechter stand es mit dem Heuschlag in den Grenzen der zur Siedelung bestimmten Ländereien. Hinsichtlich der Versorgung mit Heuschlag können wir alle Kolonien in folgende Gruppen einteilen.

Der Anteil an Heuland auf eine Familie.	Zahl der Kolonien		Die Grenze der Schwankungen	
	im Saratower Bezirk.	im Wolsker Bezirk.	im Saratower Bezirk.	im Wolsker Bezirk.
Ohne Heuschlag	5	—	—	—
Bis zu 1 Dessj.	2	—	0,7 — 0,8	—
Von 1—2 "	2	6	1,2 — 1,7	1,1 — 1,8
" 2—4 "	1	10	3,4	2,2 — 3,9
" 4—7 "	1	7	6,5	4,6 — 7
Mehr als 7 Dessj.	5	2	11,7 27,3	12,6 — 18,8
Unbekannt	4	—	—	—
In allem	20	25	0 — 27,3	1,1 — 13,8

Zur Erläuterung der Tabelle Nr. 6 muß bemerkt werden, daß die Kolonien mit unbekannter Fläche von Heuschlag (wie Stariza, Lipowkut und Naskaty, bei denen die Heuschläge zusammen mit dem Ackerlande angegeben sind, und Lipowka, bei dessen Beschreibung 52 Dessj. Wiese auf 50 Familien vermerkt sind und ein anderer Teil zusammen mit dem für den Ackerbau tauglichen Lande angegeben ist) nach

den vorhandenen Angaben der Nachbarkolonien kaum mehr als 1½ Dessj. Heuschlag auf die Familie besaßen. (Siehe Tabelle Nr. 3.) Somit sehen wir, daß eine annähernde Fläche Heuschlag in der von der Regierung bestimmten Größe der Heuschläge in Wirklichkeit nur 8 Kolonien besaßen: Bobotschnoje im Saratower Bezirk (6,5 Dessj.), Basel (4,6 Dessj.), Zäsarfeld (4,8 Dessj.), Paninskoje (5,3 Dessj.),

Ober-Monjou und Paulskoje (zu 6 Dessj.) Blarus (6,9 Dessj.) und Katharinenstadt (7 Dessj.) im Wolsker Bezirk. Etwas besser mit Heuschlägen versorgt waren die Kolonien Podstapnoje (8,3 Dessj.), Telausa (11,7 Dessj.), Krasnojarsk (13,8 Dessj.), Swonarewka (16 Dessj.), Ust-Karaman (27,3 Dessj.) im Saratower Bezirk, Schaffhausen (12,6 Dessj.) und Baratajewka (13,8 Dessj.) im Wolsker Bezirk. Andererseits hatten fünf Kolonien des Saratower Bezirks gar keine Heuschläge: Dffinowka, Susli, Tonkoschurowka, Drogowka und Chaisol. Die übrigen 9 Kolonien des Saratower Bezirks und 16 Kolonien des Wolsker Bezirks waren nicht genügend mit Heuschlägen versorgt, obgleich in den Ländereien dieser Kolonien Heuschläge vorhanden waren.

Es muß hier also dasselbe gesagt werden, was von den Ackerländereien gesagt wurde, daß nämlich in der Versorgung mit Heuschlägen zwischen dem Bezirk Wolsk und dem Bezirk Saratow ein krasser Unterschied bestand. Vom geographischen Standpunkte aus betrachtet, besaßen die Kolonien, die näher an der Wolga angelegt worden waren, Heuschläge, dagegen diejenigen Kolonien des Saratower Bezirks, die weiter in der Steppe am großen Karaman angelegt worden waren, besaßen keine Heuschläge.

Als eine gewisse Entschädigung für den weitaus größten Teil (zwei Drittel) der Kolonien konnte der Umstand angesehen werden, daß sie die untauglichen Ländereien als Viehweide benutzen durften. Aber auch diese Entschädigung für die fehlenden Heuschläge war von geringem Wert, da in den 90-er Jahren des 18. Jahrhunderts zu den untauglichen Ländereien nur Sand und salpeterhaltiges Land gezählt wurden. Eine andere wesentlichere Entschädigung für die fehlenden Heuschläge und Wiesen war die von der Regierung durchgeführte Befestigung der „entlegenen, unbebauten Ländereien (отхожие пустоши) an einzelne Kolonien, hauptsächlich längs der Wolga, auf einen Zeitraum von 10 Jahren, bis zum Jahre 1783, welcher Termin später noch einmal auf 10 Jahre verlängert wurde.

Diese unbebauten Ländereien erwähnt auch der „Atlas“ Dgarew's. Sie sind auf den Plänen angegeben, aber ihre Fläche ist nicht bestimmt. Genauere Angaben gelang es mir in den Steuerlisten des Saratower Gouvernements,

zusammengestellt vom Kameralhof (Verwaltung der Staatseinkünfte*), zu finden. Diese Angaben sind in den Tabellen (7 und 8) in der Reihenfolge, wie sie die Tabellen 3 und 4 bringen, mit Berechnung der Durchschnittszahl angegeben.

Die entlegenen Ländereien im Saratower Bezirk.

Kolonien.	Dessjatinenzahl.	
	Gesamtfläche der unbebauten Ländereien.	Im Durchschnitt auf eine Familie.
Telausa	120	1,5
Swonarewka		
Nieder-Monjou	343	4,2
Lugowaja Grjäsnuča	158	4,8
Stariza	400	6,7
Dffinowka	1400	3,2
Lipowka		
Lipowka		
Kaskaty		
Krutojarowka		
Susly		
Tonkoschurowka		
Drogowka		
Chaisol		

Die entlegenen Ländereien im Wolsker Bezirk.

Kolonien.	Dessjatinenzahl.	
	Gesamtfläche der unbebauten Ländereien.	Im Durchschnitt auf eine Familie.
Katharinenstadt	110	0,7
Beauregard	130	2,5
Philippfeld	100	3,6
Kano	314	6,8
Ernestinendorf	42	2,1
Zäbarsfeld	30	1,4
Boaro	200	2,5
Hockerberg	56	2,4
Brockhausen	90	3,5
Rjasanowka	106	2,6
Baskatowka	80	2,2
Susammental	22	1,2
Unterwalden	110	2,9
Luzern	175	3,9

*) Дело по IV рев. л. л. 144—149.

Wenn wir die Angaben über die Fläche der Heuschläge auf den „unbebauten Ländereien“ und den Landanteilen (Sieh Tabelle 3 und 4) miteinander vergleichen, so können wir bemerken, daß alle diejenigen Kolonien mit Heuschlägen versorgt wurden, die in ihren Ländereien weniger als 2 Dessj. Heuschlag oder keinen auf eine Familie besaßen. Andererseits wieder bekamen diejenigen Kolonien, die mehr als 7 Dessj. Heuschlag auf die Wirtschaft besaßen, keine Heuschläge. Von den mittleren Gruppen, die 2—7 Dessj. Heuschlag auf eine

Familie besaßen, bekamen einige Kolonien, z. B. Katharinenstadt, das außerdem schon 7 Dessj. auf die Familie hatte, von den „unbebauten“ Ländereien zugeteilt; andere wieder, die nur bis zu 3 Dessj. Heuschlag auf eine Familie besaßen, wie Orlovskoje, Zug, Solothurn und Zürich, bekamen keine neuen Heuschläge.

Wenn wir alle Angaben über die verschiedenen Heuschläge zusammenfassen, so erhalten wir folgendes Bild in der Versorgung der Kolonien mit Heuschlägen.

Zahl der Dessj. auf eine Familie.	Zahl der Kolonien		Grenzen der Schwankungen	
	im Saratower Bezirk.	im Wolsker Bezirk.	im Saratower Bezirk.	im Wolsker Bezirk.
Von 2 bis 4 Dessj.	9	5	2,2—3,4	2,2 — 3,7
„ 4 „ 7 „	6	16	4,2—6,7	4,4 — 6,9
Mehr als 7 Dessj.	5	4	8,3—27,3	7,7 — 13,8
In allem	20	25	2,2—27,3	2,2—13,8

(Fortsetzung folgt)

Die Nahrung unserer Dorfbevölkerung.

Von D. Schäfer.

(Schluß.)

Aus alledem können wir folgendes feststellen: unsere Nahrung muß eine solche sein, daß sie unserem Körper die ihm täglich zu seinem Leben und zu seiner Arbeit erforderliche Wärme spendet und ihm die genannten drei Nährstoffe im nötigen Maße zuführt.

Eine normale Nahrung muß folgende Mengen Nährstoffe enthalten: 118 Gramm Eiweiß, 56 Gramm Fett und 500 Gramm Kohlenhydrate. Da ein Gramm Eiweiß und ein Gramm Kohlenhydrate zu je 4,1 Kalorien und ein Gramm Fett 9,3 Kalorien enthalten, so ergeben die eben angeführten Mengen 3054,6 Kalorien und sind für eine mittelschwere Arbeit hinreichend.

Hiermit wäre uns die erste von unseren zwei Fragen im großen und ganzen klar, und wir können jetzt zur Lösung der zweiten Frage schreiten: wie es mit der Nahrung unserer Bevölkerung, bzw. Dorfbevölkerung bestellt ist. Zu diesem Zwecke sammelt unsere Regierung durch ihre statistischen Behörden dreimal jährlich Angaben über die Nahrung der Bevölkerung. Mit den Ergebnissen der letzten von diesen Aufnahmen in den Dörfern unserer Republik (im Juni 1925) wollen wir uns näher bekanntmachen und sie mit den oben angeführten physiologischen Norm vergleichen.

Tabelle Nr. 1.

Art und Benennung der Nahrungsmittel.	Durchschnittsverbrauch eines Erwachsenen täglich in Pfunden.	Darin enthalten:			Kalorien.
		Gramm			
		Eiweiß.	Fett.	Kohlenhydrate.	
1. Pflanzliche Nahrungsmittel.					
Brotprodukte					
(Brot, Mehl, Grütze, Bohnen, Erbsen)	2,150	62,3	7,0	436,8	2112
Gemüse					
(Kartoffeln, Kraut, Rüben usw.)	1,487	6,3	0,9	78,0	355
Uebrig pflanzliche Produkte					
(Zucker, Obst, Del)	0,085	—	15,2	6,2	168
Zusammen	3,722	68,6	23,1	521,0	2635
2. Tierische Nahrungsmittel.					
Fleisch und Fische	0,144	7,3	6,5	—	92
Uebrig tierische Produkte					
(Speck, Butter, Milch, Eier usw.)	1,529	19,6	35,2	27,2	519
Zusammen	1,673	26,9	41,7	27,2	611
3. Salz, Tee und Kaffee					
	0,067	—	—	—	—
Alle Produkte	5,462	95,5	64,8	548,2	3246

Die in der Tabelle Nr. 1 angeführten Zahlen charakterisieren die tägliche Norm von Nahrung, die unsere Dorfbevölkerung täglich zu

sich nimmt. Wenn wir diese Norm mit der physiologischen Durchschnittsnorm vergleichen, so erhalten wir folgendes Bild.

Tabelle Nr. 2.

Bestandteile der Nahrung.	Nahrungsnorm der Dorfbevölkerung.	Physiologische Durchschnittsnorm.
Eiweiß	95,5	118
Fett	64,8	56
Kohlenhydrate	548,2	500
Kalorien	3246	3054,6

Wenn wir nur nach der Anzahl der Kalorien urteilen wollten, so kämen wir zu dem Schluß, daß unsere Bauern durch die Nahrung, die sie täglich zu sich nehmen, vollständig genug Energie erhalten, um eine mittelschwere Arbeit zu verrichten. Doch dürfen wir nach den Kalorien allein nicht urteilen, wir müssen auch die Menge der einzelnen Nährstoffe in Betracht ziehen. Wir wissen bereits, daß der Mensch zu seiner Arbeit Fett und Kohlenhydrate braucht, und diese beiden Nährstoffe sind auch in der Nahrung unserer Dorfbevölkerung über die physiologische Norm enthalten; doch fehlt es in der Nahrung an Eiweiß. Da die Nahrung unserer

Bauern 80,9 Proz. der physiologischen Norm von Eiweiß enthält, fehlen mithin 19,1 Proz. des letztgenannten Nährstoffes, der zur Erneuerung der abgestorbenen Zellen des Organismus dient. Also ist die Nahrung unserer Bauern hinreichend, um eine mittelschwere Arbeit zu verrichten; doch der Organismus wird durch diese Nahrung nicht in dem Grade erneuert, in dem er abgenutzt wird, und dieser Umstand verkürzt das Leben unserer Dorfbevölkerung.

Wollen wir noch sehen, wie es mit der Nahrung der einzelnen Gruppen der Dorfbevölkerung steht. Unsere Aufnahme gibt uns in dieser Hinsicht folgende Angaben:

Tabelle Nr. 3.

Ausfaatgruppen: Wirtschaften mit	Durchschnitts- verbrauch ei- nes Erwach- täglich in Pfund.	Bestand der Nahrung.			
		Darin enthalten			
		Eiweiß	Fett.	Kohlen- hydrate.	Kalorien.
in Gramm.					
kleiner Ausfaat	5,291	97,11	66,68	518,2	3136
Mittelausfaat	5,632	96,9	60,2	575,3	3313
großer Ausfaat	5,704	95,9	71,8	577,2	3425
ohne Ausfaat	4,282	71,0	35,6	457,0	2496

Am schlimmsten steht es mit dem Teil der Bevölkerung, der gar keine Ausfaat hat, dann folgt der Teil mit einer kleinen Ausfaat; etwas besser ist es mit den übrigen zwei Gruppen bestellt. Den drei ersten Gruppen mangelt es an Eiweiß, doch Fett und Kohlenhydrate sind in ihrer Nahrung über die physiologische Norm enthalten, und die Zahl der Kalorien ermöglicht nur eine mittelschwere Arbeit. Es wiederholt sich also dasselbe Bild wie oben. Doch der letzten Gruppe fehlt es nicht nur an Eiweiß, sondern auch an den beiden übrigen Nährstoffen, und die Zahl der Kalorien ermöglicht nur eine leichte Arbeit. Wenn wir jetzt bedenken, daß in dieser Gruppe größtenteils die ärmste Schicht der Dorfbevölkerung eingeschlossen ist, die ihr kümmerliches Dasein durch schwere Lohnarbeit fristet, so müssen wir uns sagen, daß durch Mangel an den nötigen Nährstoffen ihr Organismus am stärksten abgenutzt wird, ihre Kräfte am ärgsten von der

schweren Arbeit untergraben werden und ihre Lebenszeit am meisten verkürzt wird.

Die Mißernten der vergangenen Jahre haben der Gesundheit unserer Bevölkerung eine schwer zu heilende Wunde geschlagen. Doch können und müssen wir alles tun, um die Widerstandsfähigkeit des Organismus unserer Bauern und besonders der Dorfjugend zu kräftigen, damit das Leben eines jeden von ihnen nicht noch mehr verkürzt wird, sondern wenigstens die volle Frist dauert, die für ihn bei den gegebenen Verhältnissen möglich ist. Die Bevölkerung muß der Nahrungsfrage auch Interesse entgegenbringen; die Lehrerschaft und besonders der Dorfarzt müssen den Leuten hilfreich beistehen, indem sie mit ihnen diese Frage besprechen, ihnen Vorlesungen über die Nahrungsmittel und ihren Nutzen oder Schaden halten und sie über die Menge und Güte einer gesunden, vernunftgemäßen Nahrung aufklären.

Kooperation und Landwirtschaft.

Der Worfelmaschinenbau in der Wolgadeutschen Republik.

Von D. G.

(Schluß).

Seit dem Jahre 1915 war das in Frage stehende Gewerbe im Niedergang begriffen, und in den Jahren 1919 und 1920 lag es ganz darnieder. Der Grund hierfür war vor allem der imperialistische Krieg, zu dem die ganze arbeitsfähige männliche Bevölkerung mobilisiert wurde. In den Jahren 1918 und 1919 herrschte in dem Rayon des Worfelmaschinenbaus der Bürgerkrieg, und außerdem hatte er die Verbindung mit dem Markt verloren, hauptsächlich mit dem Kubangebiet, wo der Bürgerkrieg auch ununterbrochen tobte.

Vom Jahre 1921 an begann das Gewerbe allmählich wieder aufzuleben. Der Volkswirtschaftsrat der Wolgadeutschen Republik bestellte bei den Worfelmaschinenbauern von Grimm und Huck 500 Stück Maschinen „Kolonistin“, wozu er den Handwerkern sein eigenes Material lieferte und ihnen 600.000 Rubel für die Herstellung einer Worfelmaschine zahlte. Was für einen Verdienst diese Summe im Jahre 1921 bildete, ist schwer zu sagen, da das Geld dazumal stark im Werte fiel und die Preise der Produkte von Tag zu Tag stiegen. Wenn wir den Dezember nehmen, so bildeten die 600.000 Rubel in diesem Monat den Preis von einem Pud Roggen, was in dem Verhältnis der Preise der Produkte und des Geldwerts der Vorkriegszeit 60—70 Kop. für eine Worfelmaschine ausmachte. Selbstverständlich war nicht zu erwarten, daß der Handwerker für einen solchen Lohn in der Zeit der schweren Hungersnot gute Arbeit leisten konnte, mußte er sich doch beeilen, möglichst oft 600.000 Rubel zu verdienen, um sich dafür ein Pud Roggen zu kaufen. Die Worfelmaschinen, die in dem Jahre 1921 gefertigt wurden, entsprachen auch tatsächlich hinsichtlich ihrer Eigenschaften dem Preis, der für die Arbeit gezahlt wurde.

In dem Wirtschaftsjahr 1922—23 be-

stellte der Volkswirtschaftsrat neuerdings bei den Handwerkern von Huck, Grimm und Bauer 400 Stück Worfelmaschinen, und der Saratower Verband der landwirtschaftlichen Genossenschaften, der die in dem Dorf Melowoje (gegenwärtig Solotojer Kantton) verbliebenen Materialien für Worfelmaschinenbau, die der früheren Ramyschiner Landschaft gehörten, zufällig erbte, bestellte in verschiedenen Dörfern der Wolgadeutschen Republik 160 Stück Worfelmaschinen. Diese Maschinen waren nicht viel besser als die Maschinen, die in dem Jahr zuvor hergestellt wurden, kosteten aber an Ort und Stelle bereits 35—45 Rubel.

Mit dem Wirtschaftsjahr 1923—24 beginnt für den Worfelmaschinenbau wieder eine bessere Zeit. Die Handwerker wurden gewahr, daß es keine Privatunternehmer mehr gebe, daß die betreffenden Organisationen sie aber nicht befriedigend mit Arbeit versehen konnten, daß sie einzeln nicht mächtig waren, das Gewerbe ins Geleise zu bringen, da sie sich die nötigen Materialien nicht beschaffen und die fertigen Maschinen nicht auf ferne Märkte zu vorteilhaftem Absatz befördern konnten, und deshalb begannen sie, sich in Gewerbegenossenschaften (Artels) zu vereinigen. Solche Genossenschaften bildeten sich bis zum Ende des Jahres 1923 zwei: in Grimm und Melowoje. Infolge der späten Jahreszeit und des Abhandenseins von Mitteln wollte die Sache vor derhand nicht glücken. Die eine Genossenschaft (in Melowoje) erhielt schließlich doch noch einige Mittel von dem Verband der kleingewerblichen Genossenschaften (Hemkycтpомcoюз), der bis dahin schon gegründet war, und stellte auf eigenes Risiko 150 Stück Worfelmaschinen „Kolonistin“ her. Diese waren schon etwas besser als die Maschinen, die in den vorhergegangenen Jahren gebaut wurden. Es konnte aber nur ein Teil der Maschinen abgesetzt

werden, weil die Materialien zu teuer waren und mithin auch der Selbstkostenpreis hoch angesetzt werden mußte, und zwar auf 55 Rbl., welche Summe für die Kaufkraft der meisten Bauern unerschwinglich war.

Vom Jahre 1923 bis 1924 beginnen die Worfelmaschinenbauer, namentlich in Guck, auf Bestellung des Karakombinats zwei neue Systeme von Maschinen, „Reber“ und „Kleiton“, herzustellen. Es wurden 530 Stück von diesen Maschinen gefertigt. Der Verdienst eines Handwerkers erhöhte sich und betrug bis 140 Rbl. in einer Saison, im Durchschnitt also etwa 23 Rubel. im Monat. Die neuen Sortiermaschinen waren sehr glücklich von den Originalen kopiert und von vorzüglicher Güte; da aber diese Art von Maschinen nicht als Gegenstände des Massengebrauchs in unsern Bauernwirtschaften erscheinen, sondern hauptsächlich nur in Elevatoren zum Reinigen und Sortieren des Getreides für die Ausfuhr nach dem Auslande in Anwendung kommen, kann man auf einen massenhaften Absatz dieser Maschinen nicht rechnen, und die jährliche Erzeugung ist auch mehr oder minder begrenzt.

Das Wirtschaftsjahr 1924—25 brachte wieder mehr Leben in das in Frage stehende Gewerbe. Es bilden sich Genossenschaften in Guck, Dönnhof, Bauer, Merkel und Franzosen mit einer Gesamtzahl von 393 Mitgliedern. Der Verband kleingewerblicher Genossenschaften schloß mit den Genossenschaften einen Vertrag auf 2066 Worfelmaschinen, 50 Sortiermaschinen „Reber“ und 30 Sortiermaschinen „Kleiton“. Der Karakombinat bestellte bei der Grimmer Genossenschaft 500 Worfelmaschinen, und einige Genossenschaften fertigten aus eigenem Material 68 Worfelmaschinen und 31 Sortiermaschinen des Systems „Reber“. Mithin wurden im Jahre 1924—25 insgesamt 2634 Worfelmaschinen des Systems „Kolonistin“, 81 Sortiermaschinen des Systems „Reber“ und 30 Sortiermaschinen des Systems „Kleiton“ erzeugt.

Die Maschinen wurden aus den Materialien der genannten Anstalten, die die Bestellungen gemacht haben, hergestellt. Der Handwerker erhielt nur seinen Arbeitslohn, der in 5 Pud 20 Pf. Roggen bestand. Die Kosten der

Materialien für eine Maschine betragen 35 Rbl. 72 Kop., und der Lohn machte, in Geld umgerechnet, 10 Rbl. 80 Kop. aus; dazu kamen noch Organisationsauslagen und Auslagen für die Ueberführung der fertigen Erzeugnisse, 8 Rbl. in allem. Der Verkaufspreis betrug 52—53 Rbl.

Bei den Aussichten auf die diesjährige gute Ernte stieg die Nachfrage nach Worfelmaschinen stark, und die gesamte Erzeugung wurde rechtzeitig und restlos den staatlichen und kooperativen Organisationen verkauft.

In Anbetracht dessen, daß das hier besprochene Gewerbe nicht nur eine örtliche, sondern auch eine staatliche Bedeutung hat, daß dabei nicht nur die Handwerker einen schönen Verdienst haben, sondern auch die Bauernschaft durch Zustellung von Materialien einen Nebenverdienst hat, daß außerdem die Grimmer Fabrik „Reford“ durch Anfertigung verschiedener, zu den Worfelmaschinen erforderlicher Teile mehr belastet wird und schließlich der Bedarf an den genannten Maschinen groß ist, beabsichtigt der Verband der kleingewerblichen Genossenschaften im Jahre 1925—26 an 5.000 Worfelmaschinen von 16 und 18 Werschok und an 500 Sortiermaschinen der Systeme „Reber“ und „Kleiton“ herzustellen.

Große Hemmnisse zur Erzeugung der Worfelmaschinen, zu ihrer Verbilligung und Verbesserung bilden die hohen Preise der erforderlichen Materialien und das Fehlen von langfristigem Kredit. Das Holzmaterial und das Eisen sind 2—3 mal, und die ganze Maschine 2,5 mal teurer als in der Vorkriegszeit, während der Preis für den Einzelverkauf für das Jahr 1925 auf 48 Rbl. festgesetzt war. Der kurzfristige Bankkredit ist für dieses Gewerbe wenig anwendbar, weil erstens das Kapital nur einen Umsatz im Jahr macht und zweitens die 15—18 Proz., die dafür entrichtet werden müssen, zu hoch sind, so daß ein Zauberkreis entsteht, aus dem vorderhand nicht leicht herauszukommen ist. Das Gewerbe muß zur Unterstüfung der Handwerker und Bauernwirtschaft aufrecht erhalten bleiben, ungeachtet der Befürchtung, daß bei der Erzeugung ein Schaden von 2—3 Rbl. an einer Maschine erwächst.

Wie man sich selbst eine kleine Baumschule anlegt.

Von Heinrich Rüge r, Agronom.

(Fortsetzung.)

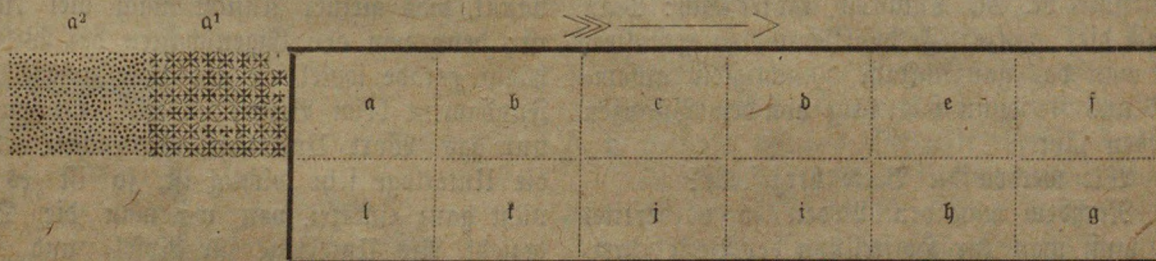
Bei der Auswahl des Ortes für die Saatbeete muß auch große Vorsicht gebraucht werden. Der Ort für die Saatbeete muß möglichst offen und frei sein, daß ihn die Sonne während des ganzen Tags gut bescheint. Von den Seiten der herrschenden Winde müssen aber die Beete sowie auch die ganze Baumschule Schutz haben. Der Ort für die Saatbeete muß eben sein, damit man, wenn es nötig ist, gießen kann. Ein sanfter Abhang nach Süden, Süd-Westen oder Süd-Osten ist auch nicht zu verwerfen. Der Abhang darf deswegen nicht so steil sein, weil sonst jeder etwas starke Regen den Beeten Schaden verursachen kann.

Wenn man die Möglichkeit hat zu wählen, so ist es besser, leichten als schweren Boden zu wählen. Für unsern Zweck gilt als der beste Boden sandiger Lehmboden, der die Feuchtigkeit gut durchläßt, was bei schwerem Lehmboden nicht der Fall ist. Die Arbeiten auf den Saatbeeten werden hauptsächlich im Herbst oder früh im Frühjahr geleistet. Zu solcher Zeit ist aber der schwere Boden so naß und bündig, daß er an den Instrumenten klebt und dadurch die Arbeit sehr erschwert. Außerdem kann der schwere Boden in den weiteren Jahren nicht so

regelrecht bearbeitet werden wie z. B. im Gemüsegarten. Das Grundwasser darf nicht höher als $1\frac{1}{2}$ Arschin liegen. Als besonders guter Boden gilt ein solcher, auf dem mehrjährige Gräser standen. Solcher Boden hat die nötige Struktur (Bau), wird infolgedessen gut durchlüftet, saugt die Feuchtigkeit gut ein und behält sie auch gut auf.

Wenn man den Ort und den Boden gewählt hat, muß man zur Bearbeitung des Bodens schreiten. Die regelrechte Bearbeitung ist von großer Wichtigkeit für die künftigen Pflänzchen. Den Boden muß man so gut und locker machen, daß die jungen Würzelchen ihn leicht durchbohren und infolgedessen auch ein gutes Wurzelsystem entwickeln können. Wenn das Wurzelsystem gut entwickelt ist, entwickelt sich auch die Pflanze viel leichter. Zur Bearbeitung des Bodens muß man im Herbst oder Sommer schreiten. Der Boden muß 2 Spaten tief gut gegraben werden. Die obere Schicht muß dabei zu unterst und die untere zu oberst kommen. Wenn der Boden flach, z. B. nur $1\frac{1}{2}$ Spaten tief ist, so darf er auch nicht tiefer als $1\frac{1}{2}$ Spaten gegraben werden.

Technisch wird das Graben ganz leicht



Einteilung des Saatbeets zum Rigolen.

folgendermaßen ausgeführt. Man nimmt einen Streifen von ungefähr $1\frac{1}{2}$ Arschin Breite und beliebiger Länge, z. B. 1 Arschin, vor. Die richtige Länge eines Beetes beträgt 10 Faden, die Breite $1\frac{1}{2}$ Arschin. Solch ein Beet wird im Gartenbau „echtes Saatbeet“ genannt. Diesen $1\frac{1}{2}$ Arschin breiten und 10 Faden langen Streifen teilt man längs in zwei Teile, von denen also jeder $\frac{3}{4}$ Arschin breit ist. Das erste

Biereck, das auf obenstehender Figur mit a bezeichnet ist, gräbt man einen Spaten tief. Die Erde legt man neben a; sie ist auf unserer Figur mit a^1 bezeichnet. Dann wird der 2. Spatenstich gegraben und die Erde a^2 neben die erste gelegt. Nun hat man ein Loch 2 Spaten tief gegraben und die Erde von jedem Stich besonders gelegt. Dann fängt man am 2. Biereck b (wieder 1 Arschin lang an). Man nimmt

den 1. Stich heraus und legt ihn in das Loch a zu unterst; der zweite Stich kommt dann auf den ersten in dem Loch a. Genau so kommt c auf den Platz b, d auf den Platz c usw. bis zu Ende. Am letzten Viereck f bleibt ein leeres Loch übrig. Nun dreht sich der Arbeitende um und geht mit dem Graben auf dem andern Streifen zurück, indem er die Erde aus dem ersten Viereck des nebenanliegenden Streifens in das Loch f legt usw. Am Ende des zweiten Streifens bleibt wieder ein leeres Loch, das mit der Erde a¹ (zu unterst) und a² (zu oberst) gefüllt wird. Wenn der Boden sehr arm an Nährstoffen ist, so kann bei diesem Graben (Rigolen genannt) auch gut verrotteter Mist eingegraben werden, und zwar auf jedes „echte Beet“ bis 5—6 Pud. So werden die Saatbeete bearbeitet und auch die Beete, auf denen man Stecklinge der Sträucher bewurzeln will. Ein so bearbeiteter Boden bleibt liegen bis zur Saat. Wenn man den Boden während des Sommers rigolt, so muß er sogleich mit einem eisernen Rechen geebnet und gelockert werden, daß der Verlust an Wasser durch Ausdunsten eingeschränkt wird. Denn bei uns im trockenen Wolgagebiet ist die Feuchtigkeit sehr teuer, besonders wenn man nicht die Möglichkeit zu gießen hat. Das gilt nicht nur für den Gartenbau, sondern auch für andere Zweige unserer trockenen Landwirtschaft. Das Hauptgebot unseres Lehrers in dieser Hinsicht, des Professors N. M. Tulakow, lautet auch: Man muß die ganze Feldwirtschaft so gestalten, daß man das ganze Jahr Feuchtigkeit ansammelt und sie dann sehr sparsam von den Pflanzen abgeben läßt.

Wie werden die Beete hergestellt?

Nachdem man den Boden so vorbereitet hat, muß man zur Herstellung der Beete schreiten. Warum sind überhaupt Beete nötig? Vielleicht könnte man die Saat auch ohne Beete vornehmen. Ja, das könnte man gewiß, aber bei einer weiteren Pflege würden sich Schwierigkeiten finden. Denn es würde keine einzige der nötigen Arbeiten getan werden können ohne daß sie eine Schädigung oder Vernichtung der jungen Pflänzchen nach sich zöge.

Die Grenzen der Beete und Fußpfade müssen mit einer Schnur abgemessen werden, um die Linien alle gerade zu ziehen, was für das Auge sehr schön und, wie wir weiter sehen werden, auch für die Pflege sehr nötig ist.

Die Schnur wird an zwei Pfählchen gebunden und dann so den Linien nach angezogen. Der Fußpfad muß 10—12 Werschok breit sein, daß man gut gehen kann, ohne die Beete zu beschädigen.

Die Länge der Beete wird nach Bedürfnis groß oder klein gemacht, aber nicht länger als 10 Faden. Die Breite muß 1½ Arschin sein, so daß man beim Jäten, Lockern usw. von beiden Seiten des Beets mit den Händen gut bis zur Mitte kommen kann. Zwischen den Gruppen der Beete müssen 1—1½ Faden breite Hauptwege liegen bleiben. Wenn die Abteilung für Saatbeete größer ist, so kann man in den Kreuzungen der Wege Wasserbehälter aufstellen. Im Wolgagebiet, sowie auch in jeder Gegend, wo Mangel an Niederschlägen und Feuchtigkeit ist, muß das Beet etwas niedriger sein als die Oberfläche des Bodens, und die Fußpfade müssen etwas höher sein als die Oberfläche des Bodens. Bei so einer Lage des Beetes wird es viel weniger Wasser ausdunsten, als wenn es höher ist. Und gerade bei uns ist der Begriff eines Beetes als etwas über die Oberfläche des Bodens stark gehobenes verbreitet. Die Richtung des Beetes geht am besten von Morgen (Ost) nach Abend (West); denn dabei wird es besser von der Sonne beleuchtet.

Beziehung und Vorbereitung der Samen.

Der Wildling wird noch Unterlage genannt, was meiner Ansicht nach viel richtiger ist; denn von den Eigenschaften des Wildlings hängt gerade soviel ab als von einem guten Fundament beim Bauen. Weiter werden wir nur das Wort Unterlage gebrauchen. Wenn die Unterlage sehr wichtig ist, so ist es auch nicht ganz einerlei, von wo man die Samen bezieht. Als Unterlage für Apfel- und Birnbäume kann die Bezugsquelle verschieden sein. In erster Linie kommen die Samen unserer wilden Apfel- und Birnbäume in Betracht. Diese Samen kann man in unseren Forstwirtschaften aus dem Süden erhalten. Dann kann man Samen aus unseren Gartenorten sammeln.

Die Samen solcher Sorten können als sehr gute Unterlage dienen, denn sie vereinigen in sich einige gute Eigenschaften, sowie gutes Wachstum und außerordentliche Festigkeit gegen Kälte, was bei unserem kontinentalen Klima von großer Bedeutung ist. Diese Eigenschaften werden den Samen von den Kultursorten ver-

erbt; denn die Eltern werden schon lange in unseren klimatischen Verhältnissen kultiviert. Im Handel kann man solche Samen nicht finden, aber selbst kann man sie sehr leicht züchten. Man muß nur die Äpfel oder Birnen, von denen die Samen gesammelt werden sollen, auf

einen Haufen legen, ungefähr nicht höher als 10 Werschok, und so liegen lassen, bis sie alle faul sind. Dann werden sie zerdrückt und die Samen aus dem Fleisch in einem Sieb durchgewaschen. Das Sieb muß so dicht sein, daß es die Samen nicht durchfallen läßt.

(Fortsetzung folgt.)

Das Unkraut auf den Getreidefeldern und die Kampfmaßnahmen dagegen.

(Nach den Arbeiten der Krasny-Kuter landwirtschaftlichen Versuchstation.)

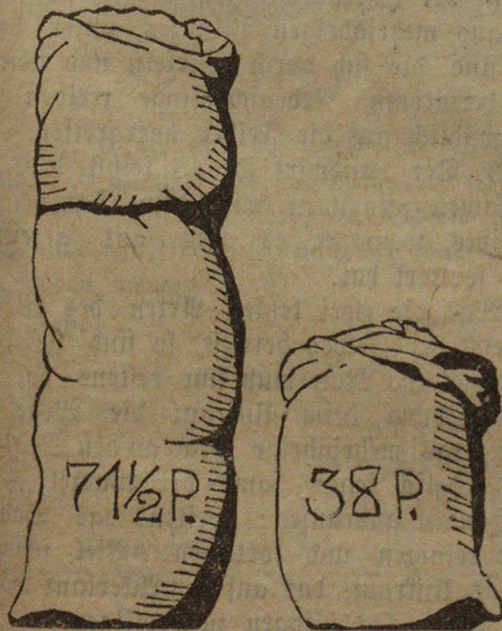
Von N. Kubarewa, Agronom.

(Fortsetzung.)

Nach den Versuchen, die von der Sumischen Versuchstation des Charkower Gouvernements im Jahre 1906 ausgeführt wurden, stellte es sich heraus, daß auf dem zweimal gejäteten Feldern 71,3 Pud, auf den ungejädeten 38 Pud Hirse geerntet wurden, d. h. beinahe nur halb soviel.¹⁾

Abbild. 1.

Ernteträge von Hirse



auf zweimal gejäteten Feldern

auf ungejädeten Feldern.

Nach den Beobachtungen J. Popow's auf der Woronescher Versuchstation wurde die

Haferernte durch die Quecke, die auf den Feldern wucherte, folgendermaßen verringert:

Anzahl der Queckenhalme auf	
1 Quadratarschin	26, 120, 233.
Körnerernte in Gramm auf	
1 Quadratarschin	102, 68, 42.

Aus den angeführten Zahlen ist ersichtlich, daß, je üppiger die Quecke auf dem Lande wuchert, die Haferernte desto stärker sinkt.

Der Verwalter des Busuluker Versuchsfeldes im Gouvernement Samara, S. S. Bafshanow²⁾ schreibt, daß, wenn man bei einer Verunkrautung des Feldes von 0 bis 4 Proz. eine Ernte von 100 Einheiten annimmt, eine Verunkrautung von 4 bis 6 Proz. die Sommerweizenernte im Durchschnitt um 19 Proz. verringert; bei einer Verunkrautung von 6 bis 12 Proz. wurde der Erntetrug sogar um 40 Proz. d. h. beinahe um das Doppelte herabgesetzt.

Auf der Saratower Versuchstation³⁾ wurden auf der im Herbst 1922 aufgeackerten Schwarzbrache kleine Landstückchen zur Aussaat bestimmt. Im Sommer 1923 wurde der Boden einiger dieser Landstückchen vom Unkraute gereinigt. Auf den anderen ließ man das Unkraut im Laufe des ganzen Sommers wachsen. Im Herbst vor der Aussaat wurde das Unkraut ausgejätet, alle Landstückchen umgeeggt und mit Winterweizen eingesät. Im Jahre 1924 erntete man auf den Landstückchen ohne Unkraut von 40 bis 58 Pud Weizen, auf den verunkrauteten aber von 16 bis 32 Pud auf

²⁾ Наблюдение над сорной растительностью в 1913 году на Бузулукском Опытном Поле и его окрестностях.

³⁾ В. Н. Покровский. Сухое земледелие.

¹⁾ Золотарев Л. Л. Сорные травы на полях и их потребление.

einer Kronsdeffjatine; das Unkraut verringerte die Winterweizenernte beinahe um das Doppelte.

Aus dem Gesagten erhellt zur Genüge, wie ungeheuer groß der Schaden ist, der den Feldern durch das Unkraut zugefügt wird. Recht hat der Landwirt Eisbein aus Deutschland, dessen Worte über das Unkraut Solotarew in seinem Buche anführt: „Wenn auch die Dürre und der Hagelschlag höchst unangenehme Erscheinungen sind, so ist doch der Schaden, den sie verursachen, sehr gering im Vergleich mit dem Schaden, der dem Landwirte durch das Unkraut erwächst!“)

In der Tat, so groß auch der Schaden ist, den die Dürre und der Hagelschlag verursachen, der Schaden vom Unkraut ist weitaus größer; denn die Dürre und der Hagelschlag sind nur periodische Erscheinungen, wogegen das Unkraut auf den Bauernfeldern alljährlich ein Viertel, sogar mitunter die Hälfte der Ernte verschlingt.

In seinem Buche „Сущность засухи по данным Одесского опытного поля“ schreibt W. G. Rotmistrow unter anderem: „Der Landwirt darf niemals vergessen, daß ein jedes Pud trocknen Unkrauts seinem Lande 400—500 Pud Wasser entzieht, daß das Wurzelsystem sich bei den wilden Pflanzen schneller entwickelt als bei den Kulturpflanzen und deswegen bei gleichzeitigem Aufkeimen die feuchteren Erdschichten durch die Wurzeln der wilden Gewächse erobert werden, daß schließlich die wilden Gewächse fähig sind, aus dem Boden die kleinsten Tröpflein des Wasserrestes an sich zu ziehen, die die Kulturpflanzen nicht verbrauchen können. Er darf nicht vergessen, daß der schlimmste Feind seiner Feldwirtschaft und der beste Freund der Dürre — das Unkraut auf den Feldern ist.“

Folglich muß der Landwirt, der besorgt ist, daß seine Aussaat die Dürre überstehe, sein Feld fleißig von dem schlimmsten Räuber, dem Unkraut, befreien, das den Kulturpflanzen die köstliche Feuchtigkeit entwendet.

Wie man das Land von dem Unkraut reinigen muß.

Was muß der Landwirt tun, der sein Land vom Unkraut reinigen will? Ehe wir diese Frage entscheiden, wollen wir sehen, von wo die Unkrautpflanzen auf unseren Feldern kommen.

1. Im Boden unserer Felder befindet sich eine Menge Unkrautsamen; das Unkraut bringt alljährlich eine ungeheuer große Menge Samen. Die Feldwinde z. B. erzeugt im Sommer an 400 und das Hirtentäschelkraut bis 73.000 Samenkörner. Nur ein kleiner Teil davon geht im Herbst desselben Jahres und im Frühjahr des kommenden Jahres auf, aber der größte Teil bleibt, ohne die Keimkraft zu verlieren, im Boden liegen, wo er den günstigen Zeitpunkt zum Hervorwachsen erwartet. In diesem Zustande kann der Unkrautsamen jahrelang liegen.

Mancher Unkrautsamen verliert im Boden in 10 Jahre seine Keimkraft nicht. Man kann sich also vorstellen, was für eine ungeheuer große Menge Unkrautsamen der Boden unserer Felder enthält. Außer dem Unkraut, das sich durch Samen vermehrt, gibt es auf unseren Feldern noch viele mehrjährige Pflanzen (die Distel, die Winde, die Quecke), die sich nicht nur durch den Samen, sondern auch durch die Wurzel oder den Wurzelstock vermehren.

2. Die Grenzen unserer Felder sind auch immer mit Gras bewachsen, dessen Samen auch auf das Ackerland fällt. Ein bedeutendes Prozent der Unkrautpflanzen der Grenzen besteht aus mehrjährigen Pflanzen, unter denen viele sind, die sich durch Wurzeln und Wurzelstöcke vermehren, Nebenschößlinge treiben und so allmählich auf die Felder übergreifen.

3. Der Landwirt sät oft selbst den Unkrautsamen zusammen mit dem Samen des Getreides, wenn er es nicht gut gereinigt bzw. sortiert hat.

Was die zwei letzten Arten des Verunkrautens der Felder betrifft, so sind sie leicht zu vermeiden. Man muß nur erstens vor der Körnerbildung beim Unkraut die Wege abmähen, das mehrjährige Gras an den Wegen — wenn möglich sogar samt der Wurzel — mit den Händen ausraufen; zweitens das Saatgut reinigen und sortieren. Viel schwerer ist, das Unkraut, das auf dem Ackerland wächst, samt seinen Schößlingen zu vertilgen.

Auf welche Art und Weise kann man mit diesem Unkraute gekämpft werden?

Nach den Versuchen der Krasny-Putil landwirtschaftlichen Versuchstation sind die besten Kampfmittel gegen das Unkraut:

1) Золотарев Л. А. Ебенадсбн.

Schwarzbrache, Frühbrache, künstliche Brache (mehrjährige Ruhe), das Tiefackern zur Saat von Sommergetreide und das Flachackern (Schälen).

Am meisten ist die Frage bezüglich des Einflusses der Bodenbearbeitung zur Roggenfaat auf die Vertilgung des Unkrauts ausgearbeitet.

Die Versuche mit verschiedener Bodenbearbeitung zur Roggenfaat sollen hauptsächlich aufklären, welche Bearbeitung die besten Bedingungen zum Wachstum des Winterroggens schafft.

Im Transwolgagebiet gibt es oft Jahre, in denen es im Sommer so wenig regnet, daß bis zur Zeit der Roggenfaat der Boden ganz ausgetrocknet ist. Man muß daher mit der Saat auf Regen warten, was für das Wintergetreide sehr ungünstig ist, da es sich in einem solchen Falle bis zum Winter nicht gut verstauden und die Herbst- und Winterfeuchtigkeit nicht gut ausnützen kann. Was macht man nun,

daß bis zur Zeit der Roggenfaat das Land soviel Feuchtigkeit hat, daß man säen kann, ohne den Regen zu erwarten?

Wir wissen, daß im Frühjahr nach dem Schmelzen des Schnees im Boden viel Feuchtigkeit ist. Man muß sich bemühen, daß diese Feuchtigkeit aufbewahrt bleibt, daß von ihr möglichst wenig verlorenggeht, verdunstet, von den Pflanzen verbraucht wird.

Wenn das Feld mit Weizen besät wird, verbraucht der Weizen die Feuchtigkeit und läßt das Feld trocken zurück; wenn man das Feld ungeackert und uneingesät läßt, überwächst es mit Unkraut, das nicht weniger Feuchtigkeit an sich zieht als der Weizen. Besonders viel Feuchtigkeit verdunstet das feste unaufgelockerte Land. Man muß also das Land früher unackern. Das aufgelockerte Land verdunstet schon an und für sich weniger Feuchtigkeit, und außerdem wird durch das Aufackern das Unkraut ausgerottet, das sonst auch viel Feuchtigkeit aus dem Lande saugen würde.

(Fortsetzung folgt.)

Die Tätigkeit der Krasny-Kuter landwirtschaftlichen Versuchstation für das Jahr 1924.

Von den Agronomen K. P. Milowanow, B. N. Konstantinow, A. W. Kubarewa und W. S. Bystrow.

(Fortsetzung.)

Die Ernte und die Zeit der Aehrenbildung sind unmittelbar voneinander abhängig. Nach den einzelnen Jahren kann diese Wechselbeziehung in Ziffern (Bruchteilen einer Einheit) angegeben werden, z. B.:

Die Jahre	$u \pm E$
1916	$\pm 0,38 \pm 0.060$
1917	$\pm 0,59 \pm 0.040$
1918	$\pm 0,83 \pm 0.024$
1923	$\pm 0,23 \pm 0.140$
1924	$\pm 0,21 \pm 0.145$
Durchschnittlich	$\div 0,45 \div 0.102$

Die ertragreichste Art Nr 57 gehört zu den Arten, die am frühesten reif werden.

Je höher der Ertrag an Stroh war, um so höher war auch der Körnerertrag

$$(+ 0.2154 \div 0.1103),$$

und je höher der Ernteertrag, um so geringer war die Natur und das absolute Gewicht von 1000 Körnern. Im Laufe von 2 Jahren erhielten wir folgende Ergebnisse:

	$u \pm E$ 1923.	$u \pm E$ 1924.	$u \pm E$ Durchschnittszahl.
Ernte — Natur	$- 0.303 \div 0.144$	$- 0.410 \div 0.150$	$- 0.367 \div 0.147$
Ernte — Gewicht von 1000 Körnern.	$- 0.239 \div 0.127$	$- 0.339 \div 0.150$	$- 0.289 \div 0.139$

Trotz dem gänzlichen Fehlen des Regens vom Frühling bis zur Ernte war der Ertrag der besten Arten ein bedeutend hoher. Die beste Art Nr. 57 gab einen höheren Ertrag als der Roggen, nämlich 36,89 Pud gegen 32,08 Pud. Im Herbst des vorigen Jahres wurden mit den besten Arten etwa 16 Dessjatinen eingesät.

Der Sommerweizen.

Während des Berichtsjahrs wurden ebenso, wie auch im verfloffenen Jahre, einige kleinere Arbeiten hinsichtlich der Kreuzung fester Weizenarten (hordeiforme) mit weichen Arten (graecum) vorgenommen. Das Ziel der Kreuzung war das Erhalten von festen schnellreisenden Weizenarten.

Einer Konkursprüfung wurden 9 Arten

der Krasny-Kuter landwirtschaftlichen Versuchstation und 2 Arten der Saratower Gebietstation (Albidum 604 und Albidum 721) unterzogen. Als Kontrollsorte wurde der örtliche russische Weizen genommen, der schon lange von der Versuchstation angebaut wird. Dieselben Sorten wurden auch auf den Vermehrungsfeldern ausgesät.

Die Aussaat wurde auf den schlechtesten, weichen und salpeterhaltigen Bodenarten ausgeführt. Infolge der frühen und anhaltenden Trockenheit, die bis zur Ernte währte, waren die Wachstumsbedingungen für das Getreide überaus ungünstig, und die Ernte fiel deshalb sehr niedrig aus.

In untenstehender Tabelle sind die Ernteergebnisse und die Natur der Körner angegeben.

Die Sorten.	Ernteertrag an Körnern		Die Natur.	Gewicht von 1000 Körnern.
	für 1924.	durchschnittl. für 7 Jahre.		
189 Hordeiforme . . .	7.37 \pm 0.31	48.28	10 Pud 16 Pfund	36.80
44 „ . . .	2.81 \pm 0.15	45.21	10 „ 07 „	36.89
145 „ . . .	4.42 \pm 0.25	46.65	10 „ 09 „	35.62
99 Melanopus	6.06 \pm 0.34	48.58	10 „ 15 „	35.87
171 Murciense	4.01 \pm 0.19	45.49	10 „ 09 „	36.65
252 Juteccens	6.61 \pm 0.30	45.96	9 „ 31 „	28.61
1773 Graecum	8.70 \pm 0.45	44.63	9 „ 32 „	34.16
1774 „	8.59 \pm 0.52	44.69	10 „ 07 „	29.59
841 Erythrosperm . . .	12.54 \pm 0.41	49.05	10 „ — „	34.07
604 Albidum	10.42 \pm 0.51	—	9 „ 31 „	30.61
721 Albidum	10.23 \pm 0.76	—	9 „ 36 „	26.65
Kont. Erythrosperm . . .	10.72 \pm 0.14	39.90	10 „ 08 „	27.65

Den höchsten Ertrag lieferte der russische Weizen Nr. 841, dessen Durchschnittsertrag für 7 Jahre auch etwas höher ist als der Durchschnittsertrag der anderen Arten. Nach ihm kommt die Kontrollart des russischen Weizens und die beiden Arten Albidum.

Nach der Güte der Körner erwiesen sich als die besten Sorten die türkischen Weizenarten Nr. 69 und 189. Diese beiden Weizenarten lieferten auch die besten Erträge unter allen türkischen Weizenarten, wie in dem Be-

richtsjahr, so auch im Durchschnitt für 7 Jahre. Von den weichen Weizenarten lieferten die Chitwinka Nr. 1774, darnach der russische Weizen Nr. 841 und der russische Kontrollweizen die besten Erträge.

Auf den Feldern, die zuvor mit Korntrapse (Shtnjak) eingesät waren, gab die Sorte Nr. 69 von 20 bis 30 Pud.

Die Gerste.

Die Prüfung und Selektion der Gerstenarten wurden schon im Jahr 1921 begonnen.

In dem Berichtsjahr wurden infolge wirtschaftlicher Bedingungen keine Probeversuche mit Gerstenarten vorgenommen, und die Gerste wurde nur zur Vermehrung gesät. Im nächsten Jahr wird die Station die Möglichkeit haben, auch Versuche mit den besten Gerstenarten vorzunehmen.

In dem Berichtsjahr 1924 wurden folgende Gerstenarten vermehrt: 34 Arten der schwarzen glattgrannigen, 15 Arten der sechsreihigen weißen rauhen, 1 Art der sechsreihigen weißen glattgrannigen und 1 Art der sechsreihigen fahlen rauhen — zusammen 51 Arten der sechsreihigen Gerstenarten. Von der zwei-

reihigen glattgrannigen schwarzen — 2 Arten, von der glattgrannigen weißen — 6 Arten, von der zweireihigen rauhen weißen — 11 Arten, von der zweireihigen fahlen weißen rauhen — 2 Arten, zusammen 21 Arten der zweireihigen Gerstenarten; in allem wurden 72 Arten vermehrt.

Bei dem ausnahmslos ungünstigen und trockenen Jahr wurde die Zahl der Probearten sofort verringert, und zwar bis auf 25 Arten. Als Kontrollsorte wurde die schwarze glattgrannige Art gewählt, die schon seit längerer Zeit auf der Versuchstation angebaut wird.

(Fortsetzung folgt.)

Der Strengel der Pferde.

Von G. Rapoport, Veterinärarzt.

(Schluß.)

Aber nicht immer hat die Krankheit einen so günstigen Ausgang. Von dem beschriebenen typischen Verlauf kommen verschiedene Abweichungen vor, je nach den verschiedenen hinzukommenden Verschärfungen, wodurch noch andere Organe oder sogar der ganze Organismus in Mitleidenschaft gezogen werden.

Häufig wird noch die Entzündung der anderen lymphatischen Blutgefäße (Drüsen) am Kopf und an anderen äußeren und inneren Körperteilen beobachtet, der sogenannte wandernde Strengel. Von den Unterkieendrüsen verbreiten sich die Krankheitserreger in alle lymphatischen Gefäße der Ohrengend, der Lippen, der ganzen Haut und andere tiefstliegende Blutgefäße. Von da gelangen sie in die Gefäße der Kehle und weiter in die Gefäße des ganzen Körpers, indem sie Entzündungen und Geschwülste hervorrufen. Die Geschwülste brechen an einer Stelle auf und verschwinden, entstehen aber an einer anderen Stelle wieder.

Oft kommt zu diesem Leiden noch die Entzündung einzelner Gelenke und ganz besonders der Fußgelenke, wo sich auch starke Geschwülste bilden, die die tiefstliegenden lymphatischen Blutgefäße zerstören. Am häufigsten werden von den inneren Gefäßen die Gefäße der Lungen und die Lungen selbst angegriffen. Kein einziges inneres Organ ist vor dieser

Krankheit sicher. Die Erkrankung des einen oder des anderen inneren Organs erkennt man an der charakteristischen Störung seiner Tätigkeit. Die Erkrankung der Leber und des Darmkanals ruft z. B. Verdauungsstörungen hervor: Hartleibigkeit, die mit andauerndem Durchfall wechselt. Die Erkrankung der Lungen wird durch eintretenden Husten erkennbar. Sind die Nieren oder das Herz erkrankt, so treten Geschwülste, Aufgedunsenheit auf. Ist das Gehirn angesteckt, so treten Anzeichen einer rasenden Tollwut oder umgekehrt einer starken Schwermütigkeit auf.

Aus dem Gesagten geht klar und deutlich hervor, wie mannigfaltig die Anzeichen der Krankheit sein können, die dem „unschuldigen“ Strengel vorangehen. Ich halte es für nötig, ein wenig bei der sogenannten äußeren Hautform des Strengels zu verweilen. Zuweilen tritt der Strengel in Form eines Ausschlags an der Haut auf, wobei sich kleine Geschwülste bilden, die bald aufbrechen und verschwinden und an die Flechte erinnern. Solche kleine Geschwülste lassen flache Wunden an verschiedenen Stellen des Körpers und an den inneren Nasenwänden zurück. Diese Wunden unterscheiden sich jedoch von den kleinen Wunden der Flechten und den Wunden der an der Hockkrankheit leidenden Pferde durch die Form der Ränder.

Während die Wunden, die von den Flechten und der Nockkrankheit zurückbleiben, einen zackigen (zerrissenen) Rand haben und große strahlenförmige Narben zurücklassen, heilen die Wunden der Strengelgeschwülste zu, ohne irgend eine Spur zu hinterlassen.

Das Anschwellen der Unterkinnndrüsen bei dieser Krankheit erinnert einigermaßen an die Nockkrankheit. Doch darf man nicht vergessen, daß die Geschwülste bei der Nockkrankheit kalt und schmerzlos sind, keine Eiterung hervorrufen und immer größer, aber nie größer als eine Haselnuß werden.

Der Verlauf der Krankheit hängt ganz von ihrer Entwicklung ab. Beschränkt sich die Krankheit auf das Auftreten von Schnupfen oder die Entzündung der lymphatischen Gefäße des Untertinns, so ist der Verlauf ein ungefährlicher.

In solchen Fällen hält die Krankheit 2—3 Wochen an und endigt mit der völligen Genesung des Tiers. Jede Verschärfung zieht die Heilung in die Länge und macht den Ausgang weniger günstig.

Manchmal nimmt die Krankheit einen langwierigen (chronischen) Charakter an. Eine Geschwulst folgt nach der andern, wodurch der Organismus geschwächt und zerstört wird, was dann zu einem tödlichen Ausgang führt.

Aber auch bei der chronischen Form der Krankheit ist die Möglichkeit einer gänzlichen Heilung nicht ausgeschlossen.

Die Sterblichkeit ist bei dieser Krankheit nicht groß und beträgt gewöhnlich nicht mehr als drei Prozent der sämtlichen Erkrankungen.

Bei der Bestimmung der Krankheit muß man das Alter der Pferde, die Verbreitung der Krankheit und die sämtlichen Krankheitsanzeigen der anderen Pferde in Betracht ziehen.

Die zweckmäßige Heilung des Strengels spielt eine große Rolle und besteht in hygienischen und ärztlichen Heilverfahren. Bei dem ersten muß für helle, geräumige und trockene Stallung, die eine leichte Luftreinigung zuläßt, gesorgt werden; die Streu muß weich,

trocken und immer frisch sein. Der Stall muß im Winter mäßig warm und im Sommer nicht so dumpfig heiß sein. Dem kranken Pferd muß völlige Ruhe gelassen, reine, nicht zu kalte (zimmerwarme) Tränke und weiches, leichtes und nahrhaftes Futter verabreicht werden. Als Futter wird Weizenkleie, Haferschrot, zerkleinerte Mohrrüben (Gelberüben), Häcksel aus frischem Gras mit guter Streu — mit einem Wort leichtverdauliches und leicht zu kauendes Futter gegeben. Ferner muß man die Arbeit des Darmkanals beobachten und Verstopfungen verhindern. Um Verstopfungen zu verhüten, muß man dem Pferd von Zeit zu Zeit, 2—3 mal wöchentlich, ein leichtes Abführmittel geben, das aus 50—100 Gramm Glaubersalz oder englischem Salz besteht und in heißem Wasser aufgelöst ist. Das Umherführen der Pferde darf erst zu Ende der Genesung und bei mäßig warmem und trockenem Wetter geschehen.

Die Heilung hat nach den Anweisungen eines Arztes zu geschehen, dessen Hilfe sofort und so oft wie nur möglich beansprucht werden muß. Bei Katarthen und Schleimausflüssen muß man das Pferd nach den Anordnungen des Arztes warme Wasserdämpfe mit Hinzufügung von desinfizierenden und die Krankheitskeime tötenden Mitteln einatmen lassen. Die Geschwülste muß man rechtzeitig öffnen und den Eiter daraus entfernen. Der Eiter darf nicht in den Geschwülsten zurückgelassen werden, damit sein Verbreiten in die Blutgefäße verhindert wird.

Bei Verschärfung der Krankheit ist sofortiges und energisches ärztliches Einschreiten nötig, das darauf hingeht, die erkrankten Organe oder den ganzen Organismus zu heilen. In letztem Falle spielt die Heilung mit Serum eine große Rolle.

Nach beendigter Heilung muß der Mist entfernt, der Stall nach den Anweisungen des Arztes oder eines erfahrenen Feldschers gründlich desinfiziert und alles weggeräumt werden, was ansteckungsgefährlich für andere Pferde werden kann.

Aus Stadt und Dorf.

Korrespondenzen.

Pokrowsk. Vor der Konferenz der Gesellschaften für militärisches Wissen. Der Drang der Werktätigen unserer Republik nach militärischen Kenntnissen stellt uns vor das rasche Wachstum der militärwissenschaftlichen Organisationen. Gegenwärtig haben wir in der Wolgadeutschen Republik vier Vereinigungen zu je zwei bis drei Zirkeln für militärisches Wissen. Ganz besonders lebens- und arbeitsfähig verspricht die Garnisonvereinigung der Gesellschaften für militärisches Wissen in Balzer zu werden. Dort hat man eine gute Basis für die Entfaltung der Arbeit, da, soweit uns bekannt ist, die Balzerer Partei- und gewerkschaftlichen Organisationen sehr einmütig reagieren und genügend Mittel zum Erwerb der für den Anfang notwendigen Hilfsmittel und Literatur für die Gesellschaft für militärisches Wissen zusammengebracht haben. Auch in den andern Gegenden unserer Republik bleibt man nicht zurück. Diesen Umstand haben die leitenden Organisationen der Gesellschaft für militärisches Wissen in Rechnung gezogen. Unlängst hat die Verwaltung der Gesellschaft für militärisches Wissen der Wolgadeutschen Republik von der Gesellschaft für militärisches Wissen des Wolga-Militärbezirks Direktiven erhalten, daß zwecks Summierung der Erfahrungen und zwecks Festigung der Errungenschaften auf die Zeit Oktober—Dezember d. Jahres die Durchführung von Gouvernements- und Kreis-Konferenzen und des Bundeskongresses der Gesellschaften für militärisches Wissen vorgesehen sind. Bei uns soll die Konferenz Mitte November abgehalten werden.

Es möchte scheinen, daß es bis dahin noch lange währt. Aber es ist zeitgemäß, schon heute die Frage der Konferenz aufzuwerfen und sich für sie vorzubereiten. Die Organisationen der Gesellschaft für militärisches Wissen an Ort und Stelle müssen in dieser Zeit den engsten Kontakt mit den Kantontomitees der Partei und des Jugendverbands herstellen, von denen auf die Konferenzen der Gesellschaft gleichfalls Vertreter eingeladen werden. In gemeinschaftlicher Arbeit mit den Parteiorganen

müssen die örtlichen Vereinigungen der Gesellschaft für militärisches Wissen ihren Kurs festlegen und die Hereinziehung der breiten Masse in die Organisationen der Gesellschaft verstärken.

Das Wichtigste ist aber die Arbeit der Zellenorganisationen der Gesellschaften, die Arbeit der Zirkel für militärisches Wissen in den Truppenteilen und Anstalten nach Kräften zu festigen und zu beleben. Von der Stärke dieser Zellen wird der Umfang der Arbeit der Gesellschaften in den Massen abhängen.

Die örtlichen militärischen Arbeiter müssen sich mit allem Ernste zu den vor ihnen stehenden Aufgaben verhalten und sich energisch zu der bevorstehenden Summierung aller unserer Arbeits Erfahrungen vorbereiten. Es ist selbstverständlich, daß die ganze Arbeit in unsern republikanischen Zeitungen beleuchtet werden muß, indem wir den von uns vor kurzem gefaßten Beschluß berücksichtigen: „Nicht eine einzige Zeitungsnummer, in der nicht über die Gesellschaften für militärisches Wissen geschrieben wird“.

J. F.

Pokrowsk. Zur Traktoristenausbildung. Unlängst wurde mir ein interessanter Spaß erzählt, der sich in einem Dorfe des Marientaler Kantons tatsächlich zugetragen haben soll. Ein junger Mann war zur Ausbildung als Traktorist nach Pokrowsk geschickt. Als er mit seinem Traktor ins Dorf kam, wollte er den Dorfgenossen seine Kunst zeigen. Er setzte sich auf den Traktor, ließ ihn angehen, fuhr einigemal um die Kirche herum und wollte schließlich die Maschine stellen, doch . . . da ist ihm der Spaß gerade passiert: er hatte vergessen, wie man den Traktor zum Stehen bringt. Er probierte so, er probierte anders, nichts! Der Traktor geht und geht immerzu um die Kirche herum. Die Leute lachten anfangs, daß sie sich die Leiber halten mußten, doch schließlich ward den Männern die Geschichte nicht mehr geheuer, und sie glaubten mithelfen zu müssen, den Traktor zum Stehen zu bringen. Man schleppte Balken herbei und legte sie quer vor den Traktor, doch auch das half nichts,

der Traktor krabbelte auch über die Balken. Uebel oder wohl mußte der Traktorist mit seiner Maschine solange Umzug um die Kirche halten, bis das Petroleum restlos ausgebrannt war und der Traktor von selbst stehen blieb . . .

Gegenwärtig werden, wie ich mich dieser Tage überzeugen konnte, im „Nemselsojus“ wieder junge Leute zum Traktorenfahren ausgebildet. Wie geschieht das? Ich selbst sah folgendes: ein Instruktor hatte in einer halbdunklen Scheune einen Maschinenteil auf dem Boden vor sich liegen, stand auf den Knien davor, die Jungen standen haufenweis drum herum, so daß die hintersten weder was sehen, noch hören konnten. Die Erklärungen wurden dazu noch in russischer Sprache gegeben. Ich hatte genug; es war mir vollständig klar, warum jener Traktorist mit seiner neuerlernten Kunst vor allem der Kirche eine so große Ehre zu erweisen genötigt war. Sollte nicht auch der Nemselsojus einige Schlüsse aus dem Gesagten ziehen können?

M.

Kraft. (Die Ergebnisse der Viehausstellung.) Am 6. September fand hier eine Viehausstellung für einen kleinen Rayon statt. Ungeachtet dessen, daß die Feldarbeiten noch nicht beendet waren, kamen doch 97 Wirte aus Kraft und den Nachbardörfern, die 181 Stück Vieh ausstellten. Diesen guten Erfolg haben wir hauptsächlich den Bemühungen der Agronomen, Veterinäre und der 1. Bergseiter Genossenschaft zu verdanken, die in einer großen Agitationsarbeit den Sinn und den Nutzen dieser Ausstellung für die Bauern klarlegten.

Von dem ausgestellten Vieh waren 50 Pferde, 35 Kühe, 67 Stück Jungvieh und 29 Schweine. In der Pferdegruppe herrschte das Jungvieh (von 1923 und 1924) vor. Vielen Tieren war die Beimischung edlen Blutes anzumerken. Die Gruppe des Hornviehs bestand hauptsächlich aus hiesigen Arten mit sichtlich Merkmalen der Beimischung der kalmückischen Arten. Einige Tiere stellten Mischlinge mit der Schwyzer Art dar. In der Schweinegruppe war die wohlthuende Wirkung der Beimischung der englischen Rasseschweine nicht zu verkennen. Die 1. Bergseiter Genossenschaft besitzt nämlich einen Belegpunkt mit guten Ebern, deren Nachkommen oft sehr gute Eigenschaften aufweist.

Das Ausstellungskomitee hatte überhaupt 519 Rubel zur Auszahlung von Preisen in seiner Verfügung, die sich auf folgende Art bildeten: Staatsfonds aus dem Kostenvoranschlag des Volkskommissariats für Landwirtschaft waren 150 Rubl. für die Pferdeausstellung und 200 Rubl. für die Ausstellung des Großhornviehs, die Wolgadeutsche Bank trug 50 Rubel bei, der Verband der landwirtschaftlichen Genossenschaften 34 Rubl., die Zucht- und Samengenossenschaft 30 Rubl. und die 1. Bergseiter Genossenschaft 55 Rubl.

Die Preise waren zu 15, 10, 8 und 5 Rubel festgestellt. Ueberhaupt wurden 64 Preise ausgezahlt, wobei einige Wirte Preise für eine ganze Gruppe von Vieh erhielten. Das Geld wurde folgendermaßen verteilt: aus dem Fonds des Volkskommissariats für Landwirtschaft zur Pferdezucht wurden 6 Preise zu 15 Rubl. und 6 Preise zu 10 Rubl. ausgezahlt. Der Fonds, der für das Großhornvieh bestimmt war, wurde in 4 Preise zu 10 Rubl., 10 Preise zu 8 Rubl. und 16 Preise zu 5 Rubl. eingeteilt. Aus den Mitteln der Zucht und Samengenossenschaft wurden 2 Preise zu 15 Rubel verabfolgt, aus den Mitteln der Wolgadeutschen Bank 3 Preise zu 10 Rubl. und 4 Preise zu 5 Rubl., aus den Mitteln des Verbands der landwirtschaftlichen Genossenschaften 3 Preise zu 8 Rubl. und 2 Preise zu 5 Rubl. und aus den Mitteln der 1. Bergseiter Genossenschaft wurden 1 Preis von 15 Rubl., 1 Preis von 10 Rubl. und 6 Preise zu 5 Rubl. bestimmt.

Außer den Geldpreisen bekamen die Wirte der prämierten Tiere noch Bescheinigungen der Prämierung in deutscher Sprache. Bescheinigungen ohne Geldpreise bekamen noch die 1. Bergseiter Genossenschaft für die 3 ausgestellten Schwyzerochsen und die Rosenberger Kreditgenossenschaft für gute Erfolge in der Viehzucht überhaupt und für 2 englische Zuchteber eines neuen Abzweigs.

Es besteht die volle Hoffnung, daß die nächste Ausstellung, die aller Wahrscheinlichkeit nach in den Jahren 1926 oder 1927 stattfinden wird, noch bessere Erfolge sowohl hinsichtlich der Zahl der ausgestellten Tiere, als auch ihrer Eigenschaften die jetzige bei weitem übertreffen wird. Dazu wird auch die starke und fortschrittlich gefinnte 1. Bergseiter Genossenschaft viel beitragen.

A. S.

Kultur und Leben.

Gründung des neuen Testaments.

Von Karl Denk.

Andre Zeiten, andre Vögel,
Andre Vögel, andre Lieder.
S. Heine.

Als die Zeit gekommen war,
Sprach Herr Jesus: „Die Erkenntnis
Zeigt mir jezo klipp und klar:
Alles Fröh're war Verblendnis.

„Statt der einzigen Person
Sind ja drei in Gott enthalten:
Nebst dem Vater noch ein Sohn
Und ein Geist das All verwalten.

„Und es ist auch gar nicht wahr,
Daß wir Böcklein opfern sollen
Für den Brand-, nein: Schandaltar,
Wie es unsre Pfaffen wollen.

„Noch mit vielem ist es so.
Nehmen wir nur das Beschneiden —
Jedes Kind ist sicher froh,
Wenn's die Qual nicht braucht zu leiden.

„Deshalb hol' ein Sakrament
— Gott verzeih' mir meine Sünde! —
Dieses alte Testament,
Daß ich ein ganz neues gründe!“

Und so ist es auch geschehn
Mit dem alten Testamente;
Denn statt seiner, wie wir sehn,
Herrschen jetzt die Sakramente.

* * *

Die einen haben sieben,
Die andern zwei und drei;
Nach jedermanns Belieben
Bereitet man den Brei.

Sodom und Gomorra.

Erzählung von H. Wagner.

(Fortsetzung.)

Als die Bas Barbara das Zimmerchen wieder verlassen hatte, erhob sich Werner erregt, nahm seinen ganzen Vorrat von „daischem Duwat“, trat damit zum offenen Fenster und säte ihn mit vollen Händen in das Gras draußen unter dem Fenster.

„Eigentlich ist mir ja recht geschehen,“ sagte er bitter zu sich selbst. „Ich sah es so gut wie voraus, was kommen werde, und verbreitete doch den abscheulichen Gestank. — Der Teufel soll diese verdammte Leidenschaft holen! — Ja, liebe, arme Mutter, du hast recht, vollständig recht: Das Rauchen ist häßlich, schädlich, zeitraubend. Ich werde mich bestreben, es mir abzugewöhnen.“

Er ging nervös in dem Zimmerchen auf und ab. Das Heimweh ergriff ihn. Ihm tat die Mutter so leid, die so arm war und doch so viel für ihn gesorgt hatte, daß er lernen konnte, die ihm bei ihrem Widerwillen gegen das Rauchen dennoch aus ihren kärglichen Mitteln den Vorrat von Tabak besorgt hatte, der nun ins Gras gesät war . . .

„Nein, liebe Mutter, das Rauchen ist nicht nur häßlich, schädlich und zeitraubend, es ist auch noch schlecht. Für den Genuß, den ich davon hatte, mußtest du leiden . . . — Ich als armer Kerl mir so etwas erlauben! Reiche können das eher . . .“

Endlich wurde er etwas ruhiger. Er

erinnerte sich der Worte eines seiner früheren Lehrer, man solle dem Leben tapfer ins Gesicht sehen und es stoisch studieren. Nun, zu studieren gab es hier anscheinend genug.

„Jetzt aber noch ein wenig ruhen, um am Abend das Buch zu Ende zu lesen. Hoffentlich wird man mich ja nicht im Dunkeln sitzen lassen,“ dachte Werner, da er noch keine Lampe im Zimmer sah.

Er konnte auf seinem neuen Lager lange nicht einschlafen, so stark waren die Nachwirkungen der Eindrücke, die er am ersten Tage in der Fremde empfangen hatte.

3.

Werner mochte kaum etwas mehr als eine halbe Stunde geschlafen haben, als er wieder geweckt wurde. Noch halb im Schlummer, glaubte er, es sei wieder die Bas Barbara, die ihn frech am Arme rüttle und mit „Lehra! Lehra!“ anrufe. Bald überzeugte er sich jedoch, daß es das Ebenbild der Bas Barbara, die kecke, naseweise Berta, war, die ihn nun geil anschmunzelte.

„Was soll sein, Berta?“

„Ei die Mutta sagt, dösmol sollen Ihr ganz bestimmt zum Eßsa kumma. Mir hän Gäscht kriet, un die wolla Nisch sehna.“

„Nun, dann möchte ich erst recht nicht kommen; ich kenne die Gäste ja gar nicht.“

„Ihr müssen sie ja awar emol kenna länna. Dös isch unsa Nocha Rabe sei Frä mit ihra Schwiegatochta.“

„Mag sein, Berta; ich komme nicht.“

„No, Lehra, sin Ihr awar a Mensch! Die Mutta wäd sich sicher arig beleidigt sinna.“

„Weshalb denn?“

„No weil Ihr nit mitkummen.“

„Mein Wams ist auch noch naß, Berta. Vielleicht lassen Sie es auch draußen zum Trocknen aufhängen. Ich würde es selbst tun, aber Sie haben so viele große, böse Hunde.“

„Dös hängt ich selwar uf, Lehra, un siehr Nisch aach iwerall na, bis se Nisch kenna. Kummen nor, Lehra!“

„Nein, nein.“

„Ich wäß nit, was do die Mutta saga wäd.“

Sie nahm das Wams und ging damit hinaus.

Nach paar Minuten erschien die Bas

Barbara selbst. Sie machte eine gekränkelt-unzufriedene Miene.

„No, Lehra, warum kummen Ihr dann nit? Was werra dann do unsara Gäscht saga, wann Ihr nit kummen?! Kummen doch!“

„Ich kenne sie ja gar nicht.“

„No dös sin unsa Nocha Rabe sei Weibslait.“

„Das hab' ich schon von der Berta gehört.“

„Die müssen Ihr doch emol kenna länna. Bis de nächschta Sonntag fahra mir valleicht schon selwar zu ihna zu Gäscht. Kummen, Lehra!“

„Soll ich denn bloß im Hemd mitgehen?“

„Ah, gella, Nier Kittel isch noch zum Truckela ufghängt?“

„Die Berta hat ihn eben erst aufgehängt.“

„Un a annara hän Ihr woll nit?“

„Nein.“

„No dann kenne Ihr ja aach so mitgehna. Wann mehner Zeit wär, dät ich Nisch eena vum Leo seina Kittela sucha; ich denk, da hot eena, wu far Nisch bassa dut. Awar s isch ja gar keen Zeit. Kummen nor emol, Lehra, sunscht laaf ich fort.“

Uebel oder wohl, Werner mußte mitgehen. Er folgte der Bas Barbara durch ihr Schlafzimmer in das Speisezimmer, wo ihm sofort eine ältere, auf einem Stuhl sitzende Frau auffiel, die fast ebenso umfangreich war wie die Bas Barbara, so daß sich Werner in Gedanken fragte: „Sollten denn hier die meisten Frauen so dick sein?“ Neben der älteren Frau stand eine jüngere, an der allerdings noch keine Anzeichen zu bemerken waren, daß sie auch einmal so wohlbeleibt werden wolle wie die beiden andern.

Die ältere der beiden fremden Frauen fragte die Bas Barbara:

„Also dös isch Nier naia Lehra?“

„No ja.“

Nun mußte Werner beichten.

Wie er sich schreibe?

„Werner.“

Wie er heiße?

„Paul.“

Von wo er her sei?

„Von der Wolga.“

Werner verdroß dieses Verhör sehr, umsomehr, als er sich sagte, daß die „Gäscht“ das alles bereits wissen mußten. Das Verhör wurde aber fortgesetzt:

Ob er auch seine Eltern noch habe?

„Bloß die Mutter noch.“

Und Geschwister?

„Ein Schwesterchen von zwölf Jahren.“

Wie es ihnen gehe?

„Ganz arm, sonst wäre ich wohl kaum hierher gekommen.“

Werner ärgerte sich nun sogar über sich selbst, glaubte er doch, diese dicken, reichen Leute schon zu tief in seine armen Verhältnisse eingeweiht zu haben. Mehr als willkommen war ihm daher die Einladung der Frau des Hauses:

„No setzen Aich nor emol all an Tisch.“

Auf dem großen Tisch standen verschiedene aus der eigenen Wirtschaft gewonnene und gekaufte Zubisse: Schwarz- und Weißbrot, Zwieback, Käse, Butter, Schinken, Konserven, Zuckerwaren. Eine mächtige Karaffe war bis zum Halse mit Rotwein angefüllt. Das nötige Geschirr und die Gläser für vier Menschen waren auch vorhanden.

Die Bas Barbara füllte die Gläser, indem sie sagte:

„Aescht trinka mir zum Willkumma! — Heint morga isch mir beim Bettmacha s Rissa runnergfalla, un do hän ich gleich zu unsaram Botta gsagt: „Franz heint kria mr Gäscht.“

„Wu isch dann Aiar Botta?“

„Ach Gott, dem loßt dös Hai ka Ruh. Der isch aach noch mit die Knechta nausgafhra wenna, als wie wann da Leo nit selwar die Sacha varrichta kennt. Unsa Botta meent ewa immar, ä kennt alles s bescht. — No trinken nor emol!“

Man leerte die Gläser zum Willkommen und kostete von den verschiedenen Zubissen. Die Bas Barbara ging wie immer mit gutem Beispiel voran, um den andern Appetit zu machen.

„Essen nor, was Aich schmeckt!“ munterte sie die Tischgenossen auf und griff nach einigen Augenblicken wieder zur Karaffe, um die Gläser zum zweitenmal vollzugießen.

„Mir brauchen Sie nichts mehr einzugießen, Frau Hörner,“ erklärte Werner.

„No, Lehra, Ihr sin doch keen Kind mehr, daß Ihr wenigar trinken wolla als wie die Weibslait.“

„Ich bin den Wein nicht gewöhnt, Frau Hörner.“

„Ach Gschichta, dann müssen Ihr ihn gewöhna. — Un sagen doch nit: Frau Hörner; sagen eenfach: Bas Barbara, un zu unsaram Botta sagen: Betta Franz. Un mir sagen iwar Aich: Paul.“

Trotz Werners Weigerung goß die Bas Barbara dessen Glas ebenso voll wie die der andern, und er widerstand dem zudringlichen Drängen der Hausfrau nicht und trank es aus.

Werners Sinn wurde „leichter“. Warum sollte er sich's an diesem Tisch nicht gut gehen lassen und die vielen Entbehrungen, die ihm früher das Leben so oft vergällten, nicht vergessen? Waren doch die Frauen auch ganz munter geworden und erzählten einander ganz lustig und leichtsinnig Geschichten, die freilich gar nicht so lustig waren, wenn er sich recht ernst hineindachte. Aber wozu denn sich immer so ernst in alles hinein的角度? Hier sind gute Sachen, und warum soll er die nicht mit „leichtem“ Sinn genießen?

Er leerte auch das dritte Glas.

„Bas Barbara, Ihr hän awar werkllich guta Wein.“

„Ja, dös isch vum beschta, wu mir hän.“

„Ja, un wissen Ihr, Bas Barbara, dös Kind, wu driwe s Huhns Klara kriet hot, soll vun ihra Bruda Pius sin.“

„No ja, wann da Großvotta sei Frä fartjagt un s Schweschtakind zu sich ins Bett nemmt, muß jo s Kindskind a Kind vum Bruda kria.“

„Un do will da reicha Drach aach noch immar owwa sin, wann die Padre od da gar da Bischof uf die Fuddre rumfahren. — Hän Ihr ghärt, Bas Barbara, daß da alta Huhn dausend Ruwl fars naia Prieschtrseminar gshenkt hat?“

„Jo, hän ichs ghärt, Bas Anna. Unsa Botta sagt, dös wär mit dicke Buschdawa im Klemens gedruckt.“

„Ihr hän woll n Klemens?“

„Nee nit, mir hän n nit; mir hän iwerhab kee Zeiting.“

„Mir hän die Odeffer Zeiting; awar unsa Botta sagt, do däts nit drin stehn.“

Der Geist der Zeit.

Von Friedrich Michel.

Der Geist unsrer Zeit bahnt kühn sich den Weg
Die Berge hinauf, hinunter den Steg;
Ihn hält in seinem stürmenden Lauf
Kein Damm, keine Fessel und Schranke mehr auf.

Und lauert am Wege selbst blutiger Streit,
Er bleibt auch nicht stehen im Kampfe der Zeit;
Er schlägt auch den mächtigsten Feind in den Grund
Und stiftet der Schaffenden herrlichen Bund.

Schon sieht er die Fesseln der Menschheit entzwei,
Schon hört er die Worte: Wir Menschen sind frei
Und bauen, von goldenen Strahlen erhellt,
Den blühenden Garten der künftigen Welt.

Aus dem Leben eines armen Waisenknaben.

Von R. B.

(Schluß).

Ein Monat war seitdem verflossen. Die Tage waren schon hübsch warm geworden, und die Nächte waren auch nicht mehr so kalt, daß der kleine Peter es vorgezogen hätte, in irgendeinem Gebäude statt irgendwo auf der Straße oder in einem Hinterhofe zu schlafen, wo er keine Schelt- und Schimpfworte einzustecken brauchte, wie das an dem ersten Abend, da ihn seine Wohltäter Johannes und Margareta Dünkel fortgejagt hatten, der Fall war. Bei zwei christlichen Familien hatte der Knabe um Nachtherberge gebeten, war aber von der einen herzlos und kalt, von der andern rauh und grob abgewiesen worden. Ja, wenn er die 3 Rubel gehabt hätte, die sein „Vetter“, bevor dieser ihn fortjagte, von der Regierung für ihn auf einen Monat voraus erhalten hatte, ja, dann wäre es ganz anders gewesen: dann hätte er für die Nachtherberge zahlen und sich auch was zu essen kaufen können. Aber so — keine Herberge und kein Essen.

„Mei Zwern, wu iwrig war, han se aach bhall . . . No was soll ich dann aach mit m? . . . s is nor gut, daß se mr mei naies Hemd un mei naai Hos gewe han . . . Ach, liewi Zeit, hätt ich nor mol widder n Dienst!“

Der kleine Peter schlich mit seinem Säckchen wie ein müder Bettler durch die Straße; aber er hätte es um nichts in der Welt über sich gebracht, um ein Almosen zu

bitten, so sehr ihn auch der Hunger quälte; ja, er getraute sich schon fast nicht mehr, nach einem Dienst zu fragen, da er schon so oft eine abschlägige Antwort erhalten hatte.

Er näherte sich Balzers Wirtschaft.

„Die han n Stiesmotter, un dere ihre rechte Rinner sin Kommeniste . . .“

Er hatte schon viel Gruseliges von den Kommunisten gehört.

„Un die alt Balzersch Motter soll aach schun halwer kommenistisch sin.“

Er war schon ganz nahe bei dem Hof-türchen.

„Sölle dann die Kommeniste richtig so gruselige Mensche sin?.. Ich meen immer, die wu des sae, sin gruseliger als wie die Kummuniste. Der Dinkels Hans un so ne sin gruselig gnung.“

Und schon öffnete er mit einer leisen Hoffnung das Türchen.

Die Balzers Mutter kam gerade aus ihrem Garten, den sie in musterhafter Ordnung hielt und der auch ohne die vielen schönen Blumen und manche seltene Gewächse der schönste und ertragreichste im Dorfe gewesen wäre. Die alte Frau, die ohnehin den andern Frauen ihres Alters überlegen war, liebte auch noch, Bücher zu lesen und erwarb sich unter anderem auch immer mehr landwirtschaftliche Kenntnisse, namentlich im Gemüsebau und in der Blumenzucht, nicht wähnend wie manche Bauers-

leute, daß sie in ihrer Profession von keinem andern in der Welt noch etwas zu lernen brauchte. Was aber die Balzers Mutter noch mehr auszeichnete, war ihr gutes Herz, das Verständnis und Mitgefühl für ihre leidenden Mitmenschen, besonders solche arme Kinder wie den kleinen Peter, hatte, wozu ganz bestimmt auch ihr verstoffenes Leben, reich an Not und Entbehrungen, viel beitrug. Man kann auch sagen, daß sie auf ihre eigenen Kinder früher großen Einfluß ausübte, der nun wieder auf sie und ihre jetzige Familie zurückwirkte.

Der kleine Peter trat schüchtern an die alte Frau heran.

„No, Kleener, was bringst du dann?“

„Ei, Balzersmutter, ich dät mich bei Aich vordinge. Braicht Ihr kee Härtje?“

„Ja, Kind, mir kenne dich brauche; awer vun unsre is gar keens drheem, un unser Landstück is siewe Werscht vum Dorf.“

„Des schad nix. Saht mr nor, wu s is, un no such ichs.“

„Awer hast de dann aach schon was geß.“

„Nee, Mutter, ich such schon zwei Dag noh me Dienst, un do han ich noch nix zu esse kriet.“

„Wu warscht de dann drvor?“

„Beim Dinkels Hans han ich gdient, aach als Hertje.“

„No warum bist dann net gblieb?“

„Ich wär jo geblieb, awer er hot mich fortgjaht.“

„No, Kind, setz dich nor mol do hin; ich bring dir gleich was zu esse.“

Die alte Frau brachte Milch und Brot und redete dem zaghaften Knaben freundlich zu, sich sattzueffen.

Der kleine Peter taute etwas auf und erzählte der alten Frau auf ihre Fragen manches aus seinem Leben.

„Ja, ja, so Lait stelle sich ewe net die Frog: Wann s awer meine Rinner so gehe dät odder noch so gehe sellt?“

Nach dem Essen machte sich der kleine Peter sogleich auf den Weg, den ihm die alte Frau deutlich beschrieben hatte, und fand auch bald das Landstück.

Beim Häuschen war niemand, aber nicht weit davon hütete Balthasar, der verheiratete Sohn der Familie, das Vieh, da die anderen Familienmitglieder mit dem Säten eines

Gemüsefeldes beschäftigt waren. Der Knabe trat auf Balthasar zu und sagte, daß er von ihrer Mutter geschickt worden sei und ihr Vieh hüten wolle.

„Ich han jo awer schon ghärt, du däst nix tauge. Du warscht doch, glab ich, beim Dinkels Hans?“

„Ja.“

„Bist de selwer fortgang oder hat r dich fortgjaht?“

„Er hot mich fortgjaht.“

„Warum dann?“

Der Knabe wurde ganz rot vor Verlegenheit und Scham, aber er sagte doch die Wahrheit.

„Er hot gsaat, ich dät so vill esse un schlecht hiede; awer, Better, seid doch so gut un prowieret mich. Wann ich net gut hied, kennt ihr mich widder fortschicke.“

„No gut, ich prowier dich. Willst de gleich dobleiwe hiede?“

„Ja, ja, Better.“

Der Knabe fühlte sich glücklich, daß er wieder einen Dienst hatte, und nahm sich vor, wieder alles zu tun, was in seinen Kräften stehe, um die Leute zufrieden zu stellen.

Und der kleine Peter tat wieder seine Pflicht wie ein ganzer Mann. Und diesmal fand er dafür menschliche Behandlung und sogar Anerkennung.

Ein großes freudiges Ereignis war es schon für ihn, als ihm schon am ersten Nachmittag in seinem neuen Dienst die ledige Tochter des Hauses ein hübsches Stück Butterbrot brachte. Er schmunzelte selig, als er es in den Händen hielt und darauf sah wie ein armer Wilder, dem man ein seltenes Geschenk gibt.

„No, Peter, du butrachst jo des Butterbrot so vorwunnert.“

„Ei so was han ich noch net zu esse kriet.“

„No, Dinkels han doch aach Butter un so Sache.“

„Ja, die han mr awer nix drvun geb.“

Ja, das war ein glücklicher Tag seines Lebens. Und es schien, daß auch die folgenden nicht düsterer werden würden. Bald hatte er auch seinen großen, ihm selbst unerfättlich dünkenden Appetit gestillt, daß er nicht mehr Speise bedurfte als andere Kinder von seinem Alter. Er konnte sich nun

auch satt schlafen, umso mehr, als er des Morgens und Sonntags abgelöst wurde. Ja, jetzt galt er auch als ein Mensch und lebte wie ein Mensch.

Nach einiger Zeit wurde jedoch der arme Junge, der schon so viel Hunger und Kälte und anderes Ungemach hatte ausstehen müssen, schwer krank. Er tat sich Ubergewalt an, um es nicht merken zu lassen; denn er befürchtete, daß er sonst seine gute Stelle verlieren könne. Aber man sah es immer deutlicher, wie sehr er litt.

„Peter, du bist krank; du mußt dich leise,“ sagte der jüngste Sohn der Familie namens Ulrich teilnahmsvoll zu Peter.

Ulrich, der nur paar Jahre älter war als Peter, spielte überhaupt dessen Gönner und Fürsorger.

„Gell, du bist arig krank?“ fragte Ulrich noch einmal Peter, als dieser auf die erste Frage die Antwort schuldig blieb.

Zögernd gestand endlich der kleine Held, daß er sehr krank sei.

„No do lee dich doch!“

„Ja, wann ich mich lee, no werd ihr mich fortschicke.“

„Net doch! So lang wies de krank bist, kenne mr s Vieh aach selwer hiede.“

„Ja, du saast des, awer aire werre s net inwillige.“

„So, jo, lee dich nor!“

Peter mußte sich legen, da auch alle anderen in ihn drangen. Er lag kaum im

Bett, als er schon so starke Hitze bekam, daß er irr redete. Die Krankheit verschlimmerte sich bis zum nächsten Morgen noch mehr, so daß Ulrich mit seinem Günstling nach M. ins Krankenhaus fahren mußte.

Unterwegs kam Peter einigemal zu sich und fragte dann Ulrich immer wieder:

„Gell, Ulrich, ihr jaht mich net fort?“

„Nee, nee.“

„Wann mich awer dr Dokter im Krankenhaus bhalt?“

„No bleibst de dort, bis de gesund bist, un noh kummt de widder bei uns.“

Peter mußte wirklich paar Wochen im Krankenhaus bleiben. Das war wieder eine böse Zeit. Desto schöner war der Tag, an dem er wieder bei Balzers eintraf. Viele Freuden auf einmal. Er wurde wieder in den Dienst genommen. Der Enkel der Balzersmutter, ein Pionier in der Stadt, der inzwischen auf Besuch da war und von ihm, dem armen Waisenknaben erzählen hörte, hatte ihm ein Paar Stiefelchen geschickt. Was aber das beste, das freudigste war, dem kleinen Peter wurde versprochen, daß man ihn auch über Winter behalten und zum erstenmal in seinem Leben zur Schule gehen lassen wolle. Die Ungewißheit seines ferneren Schicksals hatte ihm bis dahin große Sorge und großen Kummer bereitet. Nun konnte er froh in die Zukunft sehen und sagen: „s gebt doch noch gute Mensche in dr Welt.“

Lustige Ecke.

Bauer im Eisenbahnwagen: „Jesses, Jesses, wanns nor hait ke Zammestoß gebt!“ — Schaffner: „Warum fürchtet Ihr Euch denn so?“ — Bauer: „Ja, wißt Ihr, ich han en Kerbje voll Eier bei mr!“

Ähnlichkeit. Der Lehrer hat den Schülern aufgegeben, die Ähnlichkeit zwischen Ente und Gans zu schildern. Die kleine Grete schreibt: „Wenn man ihnen die Kartoffeln zu heiß gibt, gehen sie beide kaputt.“

Rätselecke.

Was gar nicht tief und niedrig ist,
Wonach sich mancher sehnt im Leben,
Wonach er strebt mit aller List,
Benennt die erste Silbe eben,
Die zweite das, was jedermann
Besitzt, der ohne Zagen
Die schwersten Kämpfe kämpfen kann
Und tapfer alles kann ertragen.
Das Ganze aber ist ein Wort,
Das etwas nennt, was jenem schadet,
Der immerfort an jedem Ort
Mit diesem Etwas sich beladet.

Auflösung des Rätsels in Nr. 17: Verschieden.

Naturbilder aus unserem Gebiet.

Der Herbst.

Von Max Regel.

Nun kommt der Herbst — es geht ein Zittern
Durchs buntgefärbte Buchenlaub.
Des Herbstes rauhen Ungewittern
Fällt nun der Erde Schmuß zum Raub.

Er fegt hinweg mit feckem Zorne,
Was abgedörrt und welk und alt,
Doch in des Weines edlem Borne
Reift er der Trauben Goldgehalt.

Das Echte, Edle läßt er gelten,
Nur Ueberlebtes sicht er an —
So stellt, gleich einem Freiheitshelden,
Der Herbst als Kämpfer seinen Mann.

Die Blutsucker.

Von F. G.

(Schluß.)

Wir hatten schon lange im Wasser zugebracht und noch nicht die Brut gefangen. Die glühende Sonnenhitze belästigte uns sehr. Plötzlich fragte mich Frik:

„Hoft de sießes Blut, David?“

„Ja, was waß ich?“ gab ich zurück. „Ich hatt mich emol in Daume geschnitte un hatts Blut abgesuckelt, un do warsch, denk ich, salzig,“ fügte ich nach einigem Nachdenken hinzu.

„Ich hun faa sießes Blut,“ sagte Frik, „un do gehe se net ohn.“

Nach einer kurzen Weile verspürte ich ein leises kitzelndes Anklammern an meine Waden.

„Ach, Herr Jes!“ rief ich aus Leibeskräften. „Frik komm her un helf mir; ich denk, do is e Unk!“

„Mach sachtig, du dummer Drach,“ sagte Frik, „des is gwiß n Blutsucker; wie machts dann?“

„Ei des kizelt un bizelt un beißt so.“

„No gwiß is s n Blutsucker, mach nor emol sachtig, daß de n net verscheiche dußt; loß n erscht e bißche obeiße un dann dußt de mit die hohl Hand

nunner greife un holst n so ruf.“ Dabei machte Frik eine hohle Hand und fuhr sich damit, die Fingerspitzen gegen den Körper gerichtet, an dem Bein empor, wobei er dieses der Klarheit wegen über das Wasser erhob. Nach einem Augenblick folgte ich seinem Rat, und wirklich, ich hielt einen kleinen, etwa werschoklangen, für seine Länge ziemlich dicken, schwarzbraunen weichen Körper in der Hand. Frik war herbeigeeilt.

„Her,“ sagte er, „ich will dr n ins Butellche stecke, sunst löst de n widder ins Wasser falle.“

„Er ließ etwas Wasser in das Fläschchen laufen und dann den Blutsucker vorsichtig hineingleiten, wobei dieser zu meiner größten Verwunderung beinahe doppelt so lang wurde.“

Nun hatte ich eine Beschäftigung, die mir Kurzweil bereitete. Ich hielt das Fläschchen vor mich und beobachtete, wie der Blutsucker in dem Wasser herumachte, wie er versuchte, am Glas in die Höhe zu kommen. Er wäre auch beinahe aus dem Halse herausgekrochen, hätte ich nicht den Finger darüber gehalten und ihn mit dem Wasser abgeschüttelt.

Darüber hatte ich „Gott und die Welt“ vergessen. Unterdessen hatte aber auch Fritz einige Blutsücker gefangen. Aber bald darauf bemerkte ich, wie es wieder an meinen Füßen kitzelte und bizelte. Ich griff an die betreffenden Stellen, und wirklich hatte ich wieder einige Blutsücker an den Beinen hängen, die sofort in die Flasche befördert wurden. So standen wir im Wasser, bis der Kälberhirt am Weiher vorübertrieb. Wir nahmen noch frisches Weiherwasser, denn im Karamanswasser konnten die Blutsücker, wie Fritz behauptete, nicht leben. Ich war länger damit beschäftigt als Fritz und als ich endlich aufblickte, konnte ich Fritz nicht mehr gewahren. Ich rief: „Fritz, Fritz!“ und wollte schon hinter der Kälberherde hertraben, da ich annahm, daß er im Staub dieser Herde nicht zu sehen sei, als er aus dem nahestehenden Schilf hervorkroch.

„Ich wollt grad emol sehe, ab de mich sinne däst,“ sagte er ganz gemütlich.

Bergnügt trabten wir nun mit unserem Fang von Blutsücklern in den Flaschen und zu je einem Fläschchen vorrätigen Wassers, um am nächsten Tag das Wasser wechseln zu können, heimwärts. Nachdem wir einige Stunden im Wasser verbracht und den Heimweg in der Abendkühle zurückgelegt hatten, war unsere Müdigkeit und Schlaf lust ganz vergangen. Noch lange wurde im Kreise der Kameraden über alle Einzelheiten des Fanges berichtet. Die Kameraden gaben dann ihre eignen Erlebnisse beim Blutsückerfangen zum besten, und so hätten wir noch auf lange Zeit Stoff zur Unterhaltung während unseres Zusammenseins gehabt, wenn nicht von allen Seiten schrille Stimmen durch die Nacht bald den einen, bald den andern aus der Gesellschaft abgerufen hätten. Auch ich wurde bald gerufen, und wir gingen auseinander. Fritz und ich verabredeten uns, daß wir gleich am nächsten Morgen unsere Blutsücker dem „Schreppkeppseger“ zum Verkauf anbieten werden. Als ich nach Hause kam, gab es eine Gardinenpredigt von der Mutter über das lange Ausbleiben. Da ich früher schon oft bemerkt hatte, daß die Eltern in Ermangelung einer Uhr die Zeit nach der Sonne bestimmten, so versuchte ich, meine Verteidigung auch auf ähnlicher Grundlage aufzubauen.

„Dr Mond steht aach noch net weiter als wie vorgestern, wie ih ein loom.“ —

„No, du Dummjoekel, des waachte woll net, daß dr Mond alle Tag später ufgeht?“

Am nächsten Morgen konnte ich die Zeit nicht erwarten, bis es hieß: „Rinner uf, s Esse is fertig!“

Ich war viel früher auf den Beinen und suchte meine Blutsücker auf. Sie hatten sich auch zusammengekauert, als ob sie ihre Nachtruhe hielten. Als ich jedoch das Fläschchen berührte, reckten sie sich auch und begannen, im Fläschchen „hin- und herzufahren“. Ich wartete eine Weile, Fritz solle mich unserer Verabredung gemäß abholen, um zusammen zum „Schreppkeppseger“ zu gehen; aber vergebens. Als es mir zu lange dauerte, machte ich mich selbst „auf die Socken“, um ihn abzuholen. Bei ihm angekommen, erfuhr ich, daß Fritz die „Geil aus dr Wiese hole soll“ und daß er bald kommen müsse. Als ich aber in meiner Ungeduld in ungefähr einer Stunde das zweitemal anfragte, sagte man mir schon:

„Die Geil hun sich gewiß verlaafe, weil der so lang sucht.“

„No eier Braun hot doch e Klapper um,“ warf ich ein.

„Des schadt nig; wer waach, wu die hingleaafe sin, die sin vleicht bis in die Ochsewies, un dann, Klappere hun beinah alle Zeit ihre Geil,“ gab mir der älteste Bruder des Fritz zur Antwort.

Was blieb zu tun? Bis zum Schreppkeppseger war es ziemlich weit, und die Sonne stand schon ziemlich hoch, so daß man sich nach meiner Vorstellung auf den Weg machen mußte, wenn man noch vor Mittag zurück sein wollte. Deshalb machte ich mich allein auf den Weg. Zaghaft trat ich ein, nahm meinen Strohhut vom Kopf und sagte:

„Gun Tag, Better...“ Ich wußte nicht, wie der Mann heißt, und wollte nicht „Better Schreppkeppseger“ sagen, um den Mann nicht mißzustimmen.

„Schen Dank, mei Kind, was brengste dann?“ fragte er freundlich.

„Ei ich hun Eich Blutsücker gebrocht.“

„So, so, Blutsücker hoste also gebrocht; weis emol her! Des is s'ee, des is schee. No dank aach schee; ich dacht schon, dei Daate dät net Wort halle. Do hot r sche doch g'schickt. Wie ich dein Daate s lehtemol die Blutsücker g'setzt hun, un do sin se all ordorwe vun dem franke Blut, un do saar r: No ich schick mein Paul mit Blutsücker, saar r!“

Ich wagte zaghaft einzuwenden: „Mein Daate hot sich noch kaa Blutsücker seze losse.“

„Des waacht du net, mein Better!“ sagte der Schreppkeppseger noch freundlicher als vorher — dein Daate war erscht die vergangen Woch hier.“

„Mein Daate dient schon zwei Monat in Backdorf als Knecht un war noch gar net do die Zeit.“

„So, so, dein Daate dient in Packdorf, no was kriecht n der dort zu Lohn?“

„Des waas ich net; ich denk, acht Ruwel dr Monat.“

„So, so, acht Ruwel dr Monat. — Vernst de dann aach schun?“

„Ja.“

Ratlos stand ich da und wußte nicht, wie ich es anfangen sollte, meine Blutsuckler wieder zu bekommen. Der Schreppkeppseger hatte sie derweil schon weggetan und sich auf die Ofenbank gesetzt, um gemütlich seine Pfeife zu rauchen.

„So, so,“ murmelte er vor sich hin, „des is schee, des is schee!“ und dann hüllte er sich in eine dicke Wolke von Tabaksrauch ein. Ich stand noch eine Weile ratlos da, dann wagte ich es nochmals, ihn anzureden:

„Better, awer mei Blutsuckler, ich wollt se jo verkaafe?“

„Dei Blutsuckler?“ fragte er mit der unschuldigsten Miene von der Welt: „No ich hun dr doch gsaat, daß dei Mamme die vergangene Woch do war un hot mr versproche, vor die verdorwene annere zu schicke,“ sagte er mit überzeugender und immer freundlicherer Gebärde. „Ich kann mich ganz gut erinnere, wie se saat, ich schick mei Christjanche, saat se, mit Blutsuckler.“

Mir standen die Tränen in den Augen vor Beleidigung; es war mir weniger um die Blutsuckler zu tun, als darum, daß dieser erwachsene Mensch mich so stockhageldumm hielt, daß er mir in einigen Minuten mit Seelenruhe zwei einander entgegenlaufende Geschichten erzählen konnte, die nur das eine Gemeinsame hatten, daß sie beide mich um meine Blutsuckler bringen wollten. Ich konnte mit schlapperndem Kirn nur immer wiederholen:

„Mei Blutsuckler, ich wollt se jo verkaafe.“

Endlich stand der Mann von seiner Ofenbank auf, streichelte mir freundlich den Kopf und sagte: „So, so, du wollst se verkaafe? No des kenne mr aach. Do will ich dei Blutsuckler ericht emol betrachte. — Philipp, geb emol die Blutsuckler riwwer, wu der Jung ewe gebrocht hot.“

Ich lebte nun wieder auf. Ein blonder Junge in meinem Alter brachte meine Fläschchen.

„So, so,“ sagte sein Vater, indem er das Fläschchen gegen das Licht hielt. „Awer, mei Knecht,“ fügte er hinzu, „dei Blutsuckler sin jo all kaputt; du host se gewiß schun lang un host s Wasser net gewechselt. Des kommt ester so mit

Oh'fänger, wu noch net wisse, wie mr mit denne Dinger umgeht,“ tröstete er mich.

Ich besah mir die Blutsuckler: sie lagen wirklich alle am Boden der Flasche. Bald bemerkte ich jedoch, daß statt meiner sechs Blutsuckler nur fünf am Boden der Flasche lagen. Als ich meine Vermutung über die Auswechslung meiner Blutsuckler durch andere aussprach, hörte dies der Schreppkeppseger nicht. Nur daß es ein Blutsuckler weniger sei, hatte er gehört. Deshalb sagte er mir: „Ja, Jung, die krawwele als oft raus; der is gewiß aach rausgekrawwelt.“

Wieder war ich geprellt, und nun schon endgültig. Der Schreppkeppseger gab mir die Flasche mit den toten Blutsucklern, indem er sagte: „Na, mei Knecht, so Blutsuckler kaafe mr kaane. Wannste emol scheene host, un do bringst se her.“

Ich fühlte, daß hier nichts mehr zu machen sei. Wieder standen mir die Tränen in den Augen. Der Schreppkeppseger achtete aber nicht darauf, er streichelte mir den Kopf und sagte endlich: „Da, mei Better, hoste e paar Drosselkef, un wannste emol gute Blutsuckler host, bring se nor unbedingt mir. Ich du se gut bezahle.“

Ich zögerte mit dem Gehen. Wahrscheinlich hatte er noch einen Ausbruch des Mißtrauens erwartet. Deshalb packte er mich zärtlich unter den Armen und, indem er mich mehr hinaus trug, als ich selbst ging, sagte er: „Komm mei Sohn, ich will dich naus bringe, unser Hunde sin so schlimm. Sunst beißt dich vrleicht noch aaner.“

Er „kläffte“ das Tor und schob mich auf die Straße. Ich sah ihn in einer Scheune verschwinden, und bald darauf kam ein großer Hund aus dieser Scheune, der sich mit lautem Gebell gegen das Tor warf, so daß ich, so schnell ich konnte, mich „aus die Aest machte“.

Unterwegs begegnete ich Fritz. „No host se woll schun verkaaft?“ rief er schon von weitem.

„Ja,“ antwortete ich, „geb nor acht, daß net aach dei Daate oder dei Mamme schun beim Schreppkeppseger ware!“

Fritz lächelte verständnisvoll und sagte: „Du Maulaff, ich hat dr doch gesait, du sollst net allaan gehe. Der kann noch ganz annere Stäckher als wie des.“

Ich hatte keine Lust mehr, die „Stäckher“ des Schreppkeppsegers kennen zu lernen; Fritz aber, der sie schon hatte austennen gelernt, bekam zu 5 Kop. für das Stück.

Der Igel.

Von A. S.

Von einem interessanten Tiere will ich Euch heute erzählen: vom Igel. Wenn im sonnigen, wonnigen Frühjahr der Schnee vergangen, aber auf den Feldern noch alles wüßt und leer ist, kann man neben den frisch ausgegrabenen und frisch reparierten Zieselmauslöchern die ebenfalls aufgefrischten etwas größeren Igellöcher erblicken. In der ersten Zeit, da die Erde noch feucht ist, bietet sich die Möglichkeit, des Igels ersten Beutegang zu verfolgen, denn klar und deutlich liegen seine Fußabdrücke vor uns. Selbstverständlich ist durch den langen Winterschlaf sein Magen furchtbar zusammengeschrumpft, und alles, was den Weg quert und zu erhaschen ist, ob Käfer, Maus oder Schlange, wird mit Hochgenuß verzehrt. Selbst vor der giftigen Kreuzotter, deren Biß dem Menschen in kurzer Zeit den Tod bringt, schreckt er nicht zurück, greift sie wie jede andere Schlange an und verzehrt sie mit großem Appetit. Ihr Gift soll für ihn keine Wirkung haben. Außerdem ist es auch sehr schwer, ihm irgendwie beizukommen, denn wenn Gefahr naht, so ist seine Gestalt im Nu zu einer Kugel verwandelt, und die Stacheln stehen dem Feinde, einem Lanzenmeer vergleichbar, entgegen.

Auf der Entenjagd blieb mein Hund einst vor einem mit Schilf bewachsenen Plage stehen und hob den rechten Vorderfuß, um anzuzeigen, daß im Schilf etwas Lebendiges stecke. Meine Flinte in Bereitschaft haltend, befahl ich ihm, hineinzugehen, was er jedoch nicht tat; er senkte bloß den Kopf tiefer. Als ich nun selbst suchte, fand ich vor seinem Kopfe einen zusammengerollten Igel. Ich versuchte, ihn aufzurollen, was aber seine scharfen Nadeln verhinderten. Nun ging ich mit ihm bis ans Wasser und warf ihn hinein, um zu sehen, ob er sich aufrollen und herauschwimmen werde. Doch war meine Mühe vergebens, die schwimmende Kugel löste sich nicht, aber dafür meine Geduld.

Ein andermal hatten mein Jagdgefährte und ich einen jungen, starken Treibhund mit, der in einem kleinen Föhrenwäldchen einen Igel aufspürte und ihn verspeisen wollte. Zwischen den Borderrufen haltend, versuchte er Stücke abzureißen und

stieß nach jedem Biß ein Geheul aus, kam jedoch zu nichts, als zu einem blutigen Maul.

So scheu der Igel sonst ist, läßt er sich doch gut zähmen und wird dem Menschen zu einem nützlichen Freunde, der die Raze ersetzt. Küchen-schaben (тараканы) und Mäuse vernichtet er unbarmherzig und ist nebenbei ein lustiger Geselle. Seine drollige, dem Schweine ähnliche Gestalt mit dem Rüssel und den überaus klugen schwarzen Augen ist an und für sich schon lustig anzusehen. Warme Plätze liebt er sehr. Man muß daher sorgen, wenn man sich abends müde ins Bett fallen läßt, daß man nicht plötzlich an seinem edelsten Körperteil durch tausend Nadeln ziemlich unsanft gekitzelt wird.

Noch nicht lange ist es her, als ich beim Nachhausegehen mehrere Hunde bemerkte, die einen schwarzen Gegenstand anbellten. Als ich neugierig hinsah, wahrte ich, daß es ein Igel war, und beschloß, ihn mitzunehmen. Ich wickelte ihn in mein Taschentuch und brachte ihn nach Hause. Den ganzen Abend blieb er zusammengerollt liegen und rührte sich nicht. Als aber das Licht eine Weile ausgelöscht war und ich eben einschlafen wollte, gings trapp-trapp-trapp in der Stube umher, wobei er auch noch ganz vernehmlich pfauchte. Da wird auf einmal die Bettdecke auf einer Seite schwer. Ich greife hin, um sie in die Höhe zu ziehen. Da bemerkte ich, daß der Stachelige im Begriff war, an ihr in die Höhe zu klettern. Jetzt zog ich die Decke vorsorglich in die Höhe, damit keine Wiederholung vorkäme, und denke einzuschlafen. Aber da geriet er hinter die zerissenen Tapeten und wollte zwischen ihnen an der Wand in die Höhe krabbeln, was natürlich einen Heidenpektakel machte. So machte er die halbe Nacht fort, und es war an Schlaf nicht zu denken. Als mir die Geduld ausging, beschloß ich, ihm den Laufpaß zu geben. Zuerst betrachtete ich ihn mit noch beim Scheine eines Streichholzes genau, was er seinerseits ebenfalls dazu benutzte, mich zu betrachten und mir sogar etwas fauchend entgegenzukommen. Dann machte ich die Türe auf und tripp-tripp-tripp spazierte er auf Rimmerwiedersehen hinaus.

Der Zentral-Völker-Verlag und der Staatsverlag der Wolgadeutschen Republik

haben die Herausgabe einer Leninbibliothek in Angriff genommen.

Die Bibliothek wird aus 5 Serien bestehen.

1. Serie.	Ausgewählte Werke Lenins in 11 Bänden, etwa	103	Druckbogen.
2. "	Reden und Aufsätze Lenins in 9 Bänden, etwa	27	" "
3. "	Grundfragen des Leninismus in 7 Bänden, etwa	39	" "
4. "	Das Leben und Wirken Lenins in 9 Bänden, etwa	28	" "
5. "	Lesebuch des Leninismus	20	" "

Diese Bibliothek wird einen großen Teil der besten Arbeiten des Gen. Lenin, wie „Die Volksfreunde“, „Was tun?“, „Zwei Taktiken“, „Staat und Revolution“ usw. enthalten. — Bereits erschienen von der 4. Serie: „Genosse Lenin“ von P. Kunte. — In Vorbereitung sind von der 1. Serie: „Krieg dem Kriege“. „Ausgewählte Artikel Lenins gegen den Krieg“; von der 2. Serie: — „Die neue ökonomische Politik“; von der 4. Serie: — „Lenin“ von Popow und Jakowlew.

Bestellungen werden angenommen in Moskau: Zentral-Völker-Verlag, Никольская, 10, und in Pokrowsk: Wolgadeutscher Staatsverlag, Kommunarenplatz 4.

Bezugsbedingungen: Preis für alle 5 Serien 14 Rbl. Bei Bestellung von 50 Kompletten 13 Rbl., bei Bestellung von 100 Kompletten 12 Rbl., bei Barzahlung 10 Rbl., bei Ratenzahlungen: bei Bestellung 20 Proz., das übrige zu 1 Rbl. monatlich.

Die Abonnenten,

die den Bezugspreis für

„Unsere Wirtschaft“

nur auf die erste Jahreshälfte entrichtet haben, werden ersucht, den Bezugspreis auch auf die zweite Jahreshälfte möglichst bald einzusenden, damit keine Unterbrechung in der Zustellung unserer Zeitschrift eintritt

Die Redaktion

Der Staatsverlag

der Auton. Sozialistischen Räte-
republik der Wolgadeutschen.

Verwaltung:

Pokrowsk, Kommunarenplatz 4.

Buchhandlungen in Pokrowsk, Marxstadt, Krasny-Kut, Balzer und Saratow. Handeln mit Büchern, Kanzleizubehör, Schreibutensilien und Zubehör für Photographien.

Außerdem hat der Staatsverlag den Druck und die Herausgabe folgender Literatur in Angriff genommen. Die ersten Ausgaben erschienen vom 10. April 1. Jahres an und die sämtliche angezeigte Literatur wird im Laufe der nächsten Zeit fertiggestellt werden.

Serie 1. Bauernliteratur.

- | | | |
|---------------------------|--|------|
| 1. Agronom Horst: | Die trockene Landwirtschaft. | |
| 2. " " | Der Fruchtwechsel | |
| 3. Agronom Müller: | Die Wintergetreidearten. | |
| 4. " " | Die Sommergetreidearten. | |
| 5. " " | Der Weinbau. | |
| 6. Agronom Schütz: | Der Tabakbau (ist schon erschienen). Preis 15 Kop. | |
| 7. Nothmerl: | Der Gemüsebau. | |
| 8. Agron. Schulmeister: | Der Anbau des Kürbises. | |
| 9. " " | Der Anbau des Welschkorns. | |
| 10.* Agron. Konstantinow: | Das Welschkorn und sein Anbau.
(Schon erschienen). | 12 " |
| 11. Vet-Arzt Kapoport: | Die erste Hilfe bei Erkrankung der
Haustiere. | |
| 12.* Iwanow: | Das Kamel als landw. Haustier. | |
| 13.* Bratschkow: | Die Maulleuche. | |
| 14.* " " | Die Roghkrantheit der Pferde. | |
| 15.* Kasanski: | Die Krätze bei den Pferden. | |
| 16.* " " | Die Pest u. die Bräune der Schweine.
Das Bauernschaf. | |
| 17.* Iwanow: | Das Bauernschaf. | |
| 18.* Sazonow: | Der Anbau und die Behandlung der
Futtergräser. | |
| 19.* " " | Das Welschkorn u. seine Verwendung.
Die Karrioffel. | |
| 20.* " " | Die Karrioffel. | |
| 21.* " " | Die Wurzeltrüchle als nützl. Pflanzen.
Der Milzbrand. | |
| 22.* Bratschkow: | Der Milzbrand. | |

Serie 2. Verschiedene Literatur.

- | | | |
|-----------------------------|--|------|
| 1. Dr. Böhm und
Weminow: | Der Mensch und seine unsichtbaren
Freunde und Feinde. | |
| 2. " " | Darwin und seine Lehre. | |
| 3. Nau: | Kleine Erzählungen. (Schon ersch.) Preis 25 Kop. | |
| 4. Nothmerl: | Der Planetentanz u. a. Ausführun-
gen für Kinder (Schon ersch.) | 20 " |
| 5.* Karbinski: | Was lehrte Lenin? | |
| 6.* Scharow: | Ueber den Arbeitsvertrag des Landar-
beiters mit seinem Arbeitgeber. | |
| 7.* Jesimow u. Rudnew: | Die landwirtschaftlichen Zirkel und
ihre Arbeit. | |
| 8.* Ry'ow: | Ein Brief an das Dorf. | |
| 9.* Nina: | Ein Brief über die Religion. | |
| 10.* Hecht: | Allgemeine Haftpflicht. | |
| 11.* Arjom Wessoly: | Aus dem Roman „Heimatland“. | |
| 12.* Sigal: | Das Gericht über einen Trunkenbold.
Wissenschaft. (Eine Erzählung) | |
| 13.* Kasanski: | Wissenschaft. (Eine Erzählung) | |
| 14.* Fjodorow: | Die Organisation der Piomerabreit.
Wie man sich in Notfällen helfen kann.
Von der Sonne, dem Regenbogen u.
den Sternen. | |
| 15.* F. G. S. R.: | Wie man sich in Notfällen helfen kann.
Von der Sonne, dem Regenbogen u.
den Sternen. | |
| 16.* Hjerow: | Von der Sonne, dem Regenbogen u.
den Sternen. | |
| 17.* " " | Woraus besteht der Himmel? | |
| 18.* Sazonow: | Vom Klima. | |

Folgende Bücher sind bereits
erschienen und werden ver-
kauft:

- | | | |
|-----------|---|--------------|
| 1. Kunte: | Das politische ABC 2. Auflage | Preis 50 Kop |
| 2. Emich: | Lesebuch I. Teil 2. Auflage. | 85 " |
| 3. Kunte: | Genosse Lenin. | 25 " |
| 4.* | Resolutionen der XII. Gebietskonferenz der RKP (B)
der Aut. Soz. Räterepublik der Wolgadeutschen | 20 " |
| 5. | Programm und Statuten der RKP (B)
des Deutschen Kommunistischen | 25 " |
| 6. | des Deutschen Kommunistischen
Jugendverbandes. | 10 " |

Anmerkung: Die mit * be-
zeichneten Bücher erscheinen in
deutscher und russischer Sprache.

Wegen der geringen Auflagen sind Bestellungen rechtzeitig, nicht später als bis Ende April, zu machen unter
Beilegung der genauen Angabe der erwünschten Bücher und ihrer Zahl. — Bei Feststellung muß eine Anzahlungs-
summe durch Postanweisung überführt werden. Die Verwaltung des Staatsverlags.

Vertretungen des Staatsverlags: Moskau, Trubnikowski Peresol 19, Qu. 11. — Saratow, Straße der Republik 12,
Buchhandlung des Staatsverlags der Wolgadeutschen.